



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postaufschlag 5 M. 76.
Verlag von Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Die Pelzprobe und der Robbenfang im Beringmeer, von William S. Erber. — Drei Tage aus Jacks Leben, von Reimund Danoum. — „Die Hunnenheide“, Roman von Odetrad Franke. — Hieselbein (Fortsetzung). — Kühltische und Notwendigkeit von Winterlaternen, von Dr. Krenzlmaier. —

Freiherr Hermann v. Voelk, der neue Wäppler für Galizien. — Rumänien und Picardie, von G. A. Hübel. — Vintarator. — Briefmappe. **Abbildungen:** Die Pelzprobe und der Robbenfang im Beringmeer. Pelzproben auf der Insel St. Paul im Beringmeer; Ein der Mutter besender Pelzproben-Schlingling; Ein Stenogramm auf dem Auszug; Auf dem „Fensterplatz“ der Pelzproben im Beringmeer; Pelzproben.

Rob, Ein „Garten“, Schicksal der Pelzproben; Schicksal der Pelzproben auf hoher See. — Die Heine Holländerei, nach dem Gemälde von W. Höder. — Rumänien und Picardie, nach dem Gemälde von Rudolf Wächter. — Hermann Freiherr v. Voelk, der neue Wäppler für Galizien. — Aus Zeit und Leben; Wäppler, Originalzeichnung von Werner Jahnke.

Stechlin.

Roman von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Wach lachte. „Wenn man etwas derart sagt, übertreibt man immer. Wer ängstlich abwägt, sagt gar nichts. Nur die scharfe Zeichnung, die schon die Karikatur streift, macht eine Wirkung. Glauben Sie, daß Peter von Amiens den

ersten Streuzug zusammengetrommelt hätte, wenn er so etwa beim Erdbeersücken einem Freunde mitgeteilt hätte, das Grab Christi sei vernachlässigt, und es müsse für ein Gitter geforgt werden?!“

„Sehr gut, sehr gut.“

„Und so auch, meine Herren, wenn ich von moderner Litteratur spreche. Herr von Szilagy, den wir so glücklich sind, unter uns zu sein, soll ausgerichtet, seine Seele mit neuem Vertrauen erfüllt werden. Oder mit Heiterkeit, was noch besser ist. Er soll wieder lachen können. Und wenn man solche

Wirkung erzielen will, ja, dann muß man eben deutlich und zugleich etwas phantastisch sprechen. Insbesondere auch ernsthaft angehen, wie sieht es denn mit der Herstellung (ich vermeide das Wort „Schöpfung“) und dann weiterhin mit dem Verschleiß der meisten dieser Dinge? Lassen Sie mich in einem Witz sprechen. Da haben wir jetzt in unsern Blumenläden allerlei Kränze, darunter den aus Eichenlaub und Lorbeer bestehenden und wegen besserer Dauerbarkeit auf eine herzhafte Weidenrute gestochten Urkranz. Und nun treten Sie, je nach der Situation,



Pelzproben auf der Insel St. Paul im Beringmeer. (Cest Seite 254.)

an die betäubte oder auch an die lächelnde Stranzbinde heran, um zu Begräbnis oder Trauung Ihre Bestellung zu machen, zu drei Mark oder zu fünf oder zu zehn. Und genau dieser Bestellung entsprechend, werden in den Kränzen etliche Georginen oder Teichrosen eingebunden und bei stattgehabter Höchstbewilligung sogar eine Orchidee von ganz unglaublicher Form und Farbe."

"Nenne die Orchidee," rief Wrshowitz in höchster Ekstase, "süß mit gelb."

"Süß nistete und fuhr fort: „Und genau so mit der Renovelle. Die liegt fertig da wie der Kranz; nichts fehlt, als der Aufsatz, der nunmehr freundschaftlich verabredet wird. Bei Höchstbewilligung wird ein Verstoß gegen die Sittlichkeit eingeschlossen. Das ist dann die große Orchidee, süß mit gelb, wie Freund Wrshowitz sehr richtig bemerkt hat."

"Unter diesen Umständen ist es ein wahres Glück," sagte hier Baron Planta, "daß Herr von Szilagy, wie ich höre, mehrere Eifen im Feuer hat. Was ihm die Novellistik schuldig bleibt, muß ihm die Malerei bringen."

"Was sie leider nicht that und nicht that," lachte Szilagy halb wehmütig, "trotzdem ich vom Genrebild aus, mit dem ich anfang, eine Schwenkung gemacht und mich unter Anleitung meines Freundes Solmann neuerdings der Marinemalerei zugewandt habe. Und was die blauen Töne betrifft, so viel darf ich sagen, so bin ich wohl hinter keinem zurückgeblieben. Habe mich außerdem in Gubin und Turner geradezu versagt. Aber trotzdem..."

"Aber trotzdem ohne rechten Erfolg," unterbrach hier Gujacius, "was mich nicht Wunder nimmt. Was wollen Sie mit Gubin oder gar mit Turner? Wer das Meer malen will, muß die alten Niederländer studieren. Und unter den Modernen vor allem die Skandinavier: die Norweger, die Dänen."

Wrshowitz suchte zusammen.

"Wir haben da beispielsweise den Dänen Melbu, der sehr gut und beinahe bedeutend ist."

"O nein, o nein," plägte jetzt Wrshowitz mit vor Nervosität immer mehr erzitternder Stimme heraus. "Nicht fern gut, nicht bedeutend."

"Der sehr bedeutend ist," wiederholte Gujacius. "Grade darin bedeutend, daß er nicht bedeutend sein will. Er erhebt keine falschen Präensionen; er ist schlicht, ohne Phantasieren, aber stimmungsvoll; und wenn ich Bilder von ihm sehe, besonders solche wo das graublau Meer an einer Klippe brandet, so berührt es mich spezifisch skandinavisch, etwa wie der offizianle Meeressänger in den Kompositionen unsers trefflichen Niels Gade."

"Von Niels Gade spricht man nicht."

"Ich spreche von Niels Gade. Seine Kompositionen reichen bis an Mendelssohn heran."

"Was ihn noch kleiner macht."

"Nicht daß ich wüßte. Wirkliche Kunstgrößen zu kürzen, dazu reichen Ueberblichlichkeiten unbekannter Konkurrenten nicht aus."

"Zugegeben. Was Sie, Herr Professor, im übrigen nicht abhelt, mit Turner aufzürmen und den großen Gubin kultivieren zu wollen."

"Ueber Malerei zu sprechen, steht mir zu."

"Sonderbar. Immer Personen aus unkontrollierbaren Grenzbezirken führen bei uns das große Wort."

"Ich bin Tscheche, gewiß. Weiß aber, daß es ein deutsches Sprichwort giebt: 'Der Deutsche lüggt, wenn er höflich wird.'"

"Sehr wahr. Weshalb ich unter Umständen darauf verzichte."

"En quoi vous réusissez à merveille."

"Aber meine Herren," warf Busch hier ein, den die ganze Streiterei natürlich nur entzündete, "können wir nicht das Kriegsbeil begraben? Propontec: Begegnung auf halbem Wege; shaking hands. Nehmen Sie zurück, hüben und drüben."

"Ne," donnerte Gujacius.

"Jamais," sagte Wrshowitz.

Und damit erhoben sich alle. Gujacius und Busch hatten die Tete, Wrshowitz und Baron Planta folgten in einiger Entfernung. Szilagy war vorsichtigerweise abgewent.

Wrshowitz, immer noch in großer Erregung, mußte sich dem jungen Graubündner anscheinend zu setzen, daß Gujacius ganz allgemein den Auf-

eines Straflehers habe. — "Je vous assure, Monsieur le Baron, il est un fou et plus que ça — un blagueur."

Baron Planta schwieg und schien trotz dieser eindringlichen Versicherung nicht so ohne weiteres Partei für seinen Begleiter nehmen zu wollen. Aber er bekehrte sich rasch zu diesem, als er im nächsten Augenblicke von der Front her die mit immer steigender Festigkeit ausgesprochenen Worte hörte: Kaschube, Wende, Böhmate.

XXXV.

Um dieselbe Stunde, wo sich die fünf Herren von der Barbschen Hochzeitsstafel entfernt hatten, waren auch Baron Verdetesgaden und Hofprediger Froumel aufgebrochen, so daß sich nur noch der alte Stechlin im Hochzeitssaule befand. Er hatte sich — Melusine war vom Bahnhof noch nicht wieder da — vom Ghsaal her zunächst in das verwaiste Damenzimmer und von diesem aus auf die Loggia zurückgezogen, um da die Lichter im Strome sich spiegeln zu sehen und einen Zug frische Luft zu thun. An dieser Stelle fand ihn denn auch der alte Graf und sagte, nachdem er seinem Staunen über den gesundheitslich etwas gewagten Aufenthalt Ausdruck gegeben hatte: "Aun aber, mein lieber Stechlin, wollen wir endlich einen kleinen Schwatz haben und uns näher miteinander bekannt machen. Ihr Zug geht erst zehn ein halb; wir haben also noch beinahe anderthalb Stunden."

Und dabei nahm er Dubslav Arm, um ihn in sein Wohnzimmer, das bis dahin als Gtammint geblieben hatte, hinzüzuführen.

"Glauben Sie mir," fuhr er hier fort, "daß ich zunächst mein halb eingewideltes und halb eingekleidetes Gefantenbein auf einen Stuhl strecke; es hat mich all die Zeit über ganz gehörig gewizt, und namentlich das Stehen vor dem Altar ist mir blaufauer geworden. Bitte, rücken Sie heran. Es ging während unsers kleinen Dinets alles so rasch, und ich weite, Sie sind bei dem Kaffee ganz erheblich zu kurz gekommen. Der Moment, wo das Bier herumgerückt wird, ist in den Augen des modernen Menschen immer das wichtigste; da wird dann der Kaffeezeit manches abgeknapp."

Und dabei drückte er auf den Knopf der Klingel. "Festlich, noch eine Tasse für Herrn von Stechlin und natürlich einen Cognac oder Curacao oder lieber die ganze Benebittinerabtei. — Wig von Gujacius, für den Sie mich also nicht verantwortlich machen dürfen... Leider werde ich Ihnen bei diesem zweiten Kaffee nicht Gesellschaft leisten können; ich habe mich schon bei Tische mit einer lignerisch und bloß anstandslos in einen Champagnerkelch gekelten Apollinarisflasche begnügen müssen. Aber was hilft es, man will doch nicht aufpassen mit all seinen Gebrechen."

Dubslav war der Aufforderung des alten Grafen nachgekommen und sah ihm, eine Lampe mit grünem Schirm zwischen sich und ihm, gerade gegenüber. Festerich kam mit der Tablette.

"Den Cognac," fuhr der alte Barby fort, "kann ich Ihnen empfehlen; nach Beziehungen aus Zeiten her, wo man mit einem Franzosen ungeniert sprechen und nach einer guten Firma fragen konnte. Waren Sie siehig noch mit dabei?"

"Ja, so halb. Eigentlich auch das kann. Aus meinem Regiment war ich lange heraus. Nur als Lehmittler."

"Ganz wie ich selber."

"Eine wundervolle Zeit dieser Winter siebzig," fuhr Dubslav fort, "auch rein persönlich angesehen. Ich hatte damals das, was mir zeitlebens nicht gerad' absohat, aber doch mehr als wünschenswert gefehlt hatte: Fühlung mit der großen Welt. Es heißt immer, der Adel gehöre auf seine Scholle, und je mehr er mit der verwaiste, desto besser sei es. Das ist auch richtig. Aber etwas ganz Nichtiges giebt es nicht. Und so muß ich denn sagen, es war doch was, den alten Wilhelm so jeden Tag vor Augen zu haben. Hab' ihn freilich damals nie gesprochen, immer nur gesehen, aber auch das war schon eine Herzensfreude. Sie nennen ihn jetzt den Großen; und stellen ihn neben Fridericus Rex. Nun, so einer war er sicherlich nicht, an den reidst er nicht ran. Aber als Mensch war er ihm über, und das giebt, mein' ich, doch den Ausschlag, wenn auch zur 'Größe' noch

was andres gehört. Ueberhaupt find' ich, daß wir, den alten Frigen gegenüber, eine falsche Stellung einnehmen, gerade wir vom Adel. Er war nicht so sehr für uns, wie wir immer glauben oder wenigstens nach außen hin versichern. Er war für sich und für das Land oder, wie er zu sagen liebte, 'für den Staat'. Aber daß wir als Stand und Klasse so recht was von ihm gehabt hätten, das ist eine Einbildung."

"Ueberrascht mich, aus Ihrem Munde zu hören."

"Ist aber doch wohl richtig. Wie lag es denn eigentlich? Wir hatten die Ehre, für König und Vaterland hungern und dursten und sterben zu dürfen, sind aber nie gefragt worden, ob uns das auch passe. Nur dann und wann erfuhren wir, daß wir, 'Edelente' seien und als solche mehr Ehre hätten. Aber damit war es auch gethan. In seiner innersten Seele rief er uns eigentlich genau dasselbe zu, wie den Grenadiere bei Torgan. Wir waren Rohmaterial und wurden von ihm mit meist sehr kritischen Auge betrachtet. Alles in allem, lieber Graf, find' ich unter Jahr dreizehn eigentlich größer, weil alles, was geschah, weniger den Befehlscharakter trug und alles mehr Freiheit und Selbstentscheidung hatte. Ich bin nicht für die patentierte Freiheit der Parteiliberalen, aber ich bin doch für ein bestimmtes Maß von Freiheit überhaupt. Und wenn mich nicht alles täuscht, so wird auch in untern Reihen der Glaube lebendig, daß wir uns dabei, auch rein praktisch-egoistisch, am besten sehn."

Der alte Barby freute sich sichtlich dieser Worte. Dubslav aber fuhr fort: "Uebrigens, das muß ich sagen dürfen, lieber Graf, Sie wohnen hier brillant an Ihrem Kronprinzengüter; ein entzückender Blick, und Fremde würden vielleicht kaum glauben, daß an unsrer alten Spree so was hübsches zu finden sei. Die Ueberlassungs- und speziell die Wohnungsfrage spielt immer mit, wo sich's um Glück und Behagen handelt, und gerade Sie, der Sie so lange draußen waren, werden, ehe Sie dies Bis-a-vis von unsrer Jungferstube wählen, nicht ohne Bedenten gewesen sein. In Bezug auf die Landchaft gewiß und in Bezug auf die Menschen vielleicht."

"Sagen wir, auch da gewiß. Ich hatte wirklich solche Bedenken. Aber sie sind niedergeklümpft. Vieles gefiel mir nicht, als ich aus der Fremde wieder nach hier zurückkam, und vieles gefällt mir auch noch nicht. Ueberall ein zu langames Tempo. Wir haben in jedem Sinne zu viel Sand, und wo viel Sand ist, da will nichts recht vorwärts, immer bloß hü und hott. Aber dieser Sandboden ist doch auch wieder tragfähig, nicht glänzend, aber sicher. Er muß nur, und vor allem der moralische, die richtige Witterung haben, also zu rechter Zeit Regen und Sonnenschein. Und ich glaube, Kaiser Friedrich hat' ihm diese Witterung gebracht."

"Ich glaub' es nicht," sagte Dubslav.

"Reinen Sie, daß es ihm schließlich doch nicht Ernst mit der Sache war?"

"O nein. Es war ihm Ernst, ganz und gar. Aber es würd' ihm zu schwer, zu bitter gemacht worden sein. Kund heraus, er wäre gekheitert."

"Woran?"

"An seinen Fremden vielleicht, an seinen Feinden gewiß. Und das waren die Junker. Es heißt immer, das Junkertum sei keine Macht mehr, die Junker trägen den Hohenzollern aus der Hand und die Dynastie züchte sie bloß, um sie für alle Fälle parat zu haben. Und das ist eine Zeit lang vielleicht auch richtig gewesen. Aber heut ist es nicht mehr richtig, es ist heute grundfalsch. Das Junkertum (trotzdem es vortreibt, seine Stroddächer zu flücken, und sie gelegentlich vielleicht auch wirklich nicht) dies Junkertum — und ich bin mitten aller Loyalität und Devotion doch stolz, das sagen zu können — hat in dem Kampf dieser Jahre total an Macht gewonnen, mehr als irgend eine andre Partei, die Sozialdemokratie kaum ausgenommen, und mitunter ist mir's, als stiegen die seligen Outshovs wieder aus dem Grabe heraus. Und wenn das geschieht, wenn unsre Leute sich auf das besinnen, worauf sie sich seit über vierhundert Jahren nicht mehr besonnen haben, so können wir was erleben. Es heißt immer: unmöglich! Aber daß, was ist unmöglich? Nichts ist unmöglich. Wer hätte vor dem 18. März den 18. März für möglich gehalten, für möglich in diesem richtigen Philisterneß Berlin! Es kommt eben alles mal an die

Reihe; das darf nicht vergessen werden. Und die Arme! Aber jeder glückliche General ist immer eine Gefahr! Und unter Umständen bilden eine solche Gefahr auch noch andre Glückliche! Sehen Sie sich den alten Sachjenwalder an, den Zivil-Ballenstein.

„Und Sie glauben,“ warf der Graf hier ein, „an dieser scharfen Luthow-Gale wäre Kaiser Friedrich geschickter?“

„Ich glaub' es.“

„Du, es läßt sich hören. Und wenn so, so wär' es schließlich ein Glück, daß es anders kam und daß wir nicht vor diese Frage gestellt worden sind.“

„Ich habe mit meinem Woldekar, der einen stark liberalen Zug hat (ich kann es nicht loben und mag es nicht tadeln) oft über diese Frage gesprochen. Er war natürlich für Neuseit, also für Experimente. Nun hat er inzwischen das bessere Teil erwählt, und während wir hier sprechen, ist er schon über Trebbin weg. Sonderbar, ich bin nicht allzu viel gereist, aber immer, wenn ich an diesem Neste vorbei kam, hatt' ich das Gefühl: jetzt wird es besser, jetzt bist du frei.“ Ich kann sagen, ich liebe die ganze Sandbüchse da herum, und bloß aus diesem Grunde.“

Der alte Graf lachte behaglich. „Und Trebbin wird sich von dieser Ihrer Schwärmerci nichts träumen lassen. Uebrigens haben Sie recht. Jeder lebt zu Hause mehr oder weniger wie in einem Gefängnis. Und doch bin ich eigentlich gegen das Neuen und speziell gegen die Hochzeitsfeier. Wenn ich so Personen in ein Coups nach Italien einsteigen sehe, so kommt mir immer ein Dautgefühl, dieses höchste Glück auf Erden nicht mehr mitmachen zu müssen. Es ist doch eigentlich eine Qual, die man sich auferlegt, und man wird auch wieder davon zurückkommen; über kurz oder lang wird man nur noch reifen, wie man in den Krieg zieht oder in einen Luftballon steigt, bloß von Berufs wegen. Das hat dann einen Sinn. Aber nicht um des Vergnügens willen. Und wozu denn auch? In alten Zeiten ging der Prophet zum Berge, jetzt kommt allerorten der Berg auf uns zu. Das Beste vom Parthenon steht man jetzt in London und das Beste von Pergamon in Berlin, und wäre man nicht so nachsichtig mit den Leuten, die zahlenden Griechen verschaffen, so könnte man sich, sagen wir am Kupfergraben, im Laufe des Vormittags in Nykenä und nachmittags in Olympia ergeln.“

„Ganz Ihrer Meinung, teurer Herr Graf. Aber doch zugleich auch ein wenig bedrückt, Sie so bedingt gegen alle Messer zu finden. Ich stand nämlich auf dem Punkte, Sie nach Stechlin hin einzuladen, in meine alte Kiste, die meine guten Glossemer unentwegt ein „Schloß“ nennen.“

„Ja, lieber Stechlin, das ist was andres. Und um Ihnen ganz die Wahrheit zu sagen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten (eigentlich ist es ja noch nicht geschick, aber ich greife fühlend vor), so hätt' ich mich bei Ihnen angemeldet. Das war schon lange mein Plan.“

In diesem Augenblicke ging draußen die Klingel. Es war Melusine.

„Bringe den Vätern, respektive Schwiegervätern allerhöchste Grüße. Die Kinder sind jetzt mutmaßlich schon über Wittenberg, die große Luther- und Apfelschensstation, hinaus und in weniger als zwei Stunden in Dresden. O diese Glücklichen! Und dabei verweilt ich mich, Armgard hat bereits Sehnsucht. Vielleicht nach mir.“

„Nein Zweifel,“ sagte Dubslaw. Die Gräfin selbst aber fuhr fort: „Ehe man nämlich ganz Abschied von dem alten Leben nimmt, sehnt man sich noch einmal gründlich danach zurück. Freilich, Schwester Armgard wird weniger davon empfinden als andre. Sie hat eben den lebenswürdigen und besten Mann, und ich könnt' ihn ihr beinahe beneden, trotzdem ich noch im Abschiedsmoment einen wahren Schreck kriegte, weil ich ihn sagen hörte, daß er morgen vormittag mit der armen Armgard vor die Sirtinische Madonna treten wolle. Bei welchen Worten er noch dazu wie verflört ansah. Und das sind' ich einfach unerhört. Warum unerhört, werden Sie mich vielleicht fragen. Nun denn, weil es erstens eine Beleidigung ist, sich auf eine Madonna so extrem zu freuen, wenn man eine Braut oder gar eine junge Frau zur Seite hat, und zweitens, weil dieser geplante Galeriebesuch ein Mangel an Dispo-

sition bedeutet, der mich für Woldekar's ganze agrarische Zukunft besorgt machen kann. Denn richtige „Dispositionen“, wie man mir sagt, sind in der Landwirtschaft alles. Aber lassen wir was kommt, und bleiben wir bei der Gegenwart. Ebenfalls fährt er jetzt in das Land der Rabonnen hinein und will da doch mutmaßlich mit frischen Kräften antreten; wenn er sich aber schon in Deutschland etappenweise verdröbelt, so wird er, wenn er in Rom ist, wohl sein Programm ändern müssen, und statt im Palazzo Borghese zu schwelgen, nebenan im Café Capour eine Berliner Zeitung lesen. Wir werden nämlich jetzt Weltstadt und wachsen mit unsrer Presse dann und wann schon über Charlottenburg hinaus. . . Uebrigens läßt auch die Baronin bestens grüßen. Eine reizende Frau, Herr von Stechlin, die grad Ihnen gefallen würde. Glaub' eigentlich gar nichts und geriert sich dabei streng katholisch. Das klingt widersinnig und ist doch richtig und reizend zugleich. All die Süddeutschen sind überhaupt viel netter als wir, und die nettesten, weil die natürlichsten, sind die Bayern.“

XXXVI.

Der alte Dubslaw, als er bald nach elf auf seinem Granseer Bahnhof eintraf, fand da Martin und seinen Schlitzen bereits. Engelle hatte zum Glück für warme Sachen gesorgt, denn es war inzwischen recht kalt geworden. Im ersten Augenblick that dem Alten, in dessen Coups die herkömmliche Stilkluft geblüht hatte, der draußen wehende Ostwind wohl, sehr bald aber stellte sich ein Frost ein. Schon tags zuvor, bei Beginn seiner Reise, war ihm nicht recht wohl gewesen, Kopfweh, Druck auf die Schläfe; jetzt war derselbe Zustand wieder da. Trotzdem nahm er's leicht damit und sah in das Sternengefümmel über ihm. Die wie Niesenschen aufragenden Pappeln waren dunkle, groteske Schatten über den Weg, während er die nach links und rechts hin liegenden toten Schneefelder mit den wechsellenden Bildern alles dessen belebte, was ihm der zurückliegende Tag gebracht hatte. Er sah er wieder die mit roten Teppich belegte Hotel-Marmorreppe samt dem Oberfliner in Gehandschaftsattachehaltung, und im nächsten Augenblicke den Küster der Garnisonkirche, den er anfänglich für einen als Gast geladenen Konfessionsrat gehalten hatte. Daneben aber stand die blasse, blasse Frau und die reizende, biege- und schmiegsame Melusine. „Ja, der alte Barb, wenn er auf die sieht, der hat's gut, der kann es aushalten. Immer einen guten und klugen Menschen um sich haben, immer was hören und sehen, was einen anläßt und erheitert, das ist was. Aber ich! Ich sitz' mein Teil, gleichviel ob mit ob ohne Schuld, ich war immer nur auf ein Pfändchen gesetzt, — als Kind, weil ich faul war, und als Vizeunant, weil ich nicht recht was hatte. Dann kam ein Lichtblick. Aber gleich danach starb sie, die mit mir Stab und Stänge hätte sein können, und durch all die dreißig Jahre, die seitdem kamen und gingen, blieb mir nichts als Engelle (der noch das beste war) und meine Schwester Adelheid. Gott verzeih' mir's, aber ein Trost war die nicht; immer bloß herbe wie 'n Holzspieß.“

Unter solchen Betrachtungen fuhr er in das Dorf ein und hielt gleich danach vor der Thür seines alten Hauses. Engelle war schon da, half ihm und that sein Bestes, ihn aus der schweren Wollschür herauszuwickeln. Der immer noch Kröpfelnde stapfte dabei mit den Füßen, warf seinen Staatshut — den er unterwegs, weil er ihn drückte, wohl hundertmal verdrückt hatte — mit erschütterter Vereidigung beiseite und sagte gleich danach beim Eintreten in sein Zimmer: „Ach, das ist recht, Engelle. Du hast ein Feuer gemacht; du weißt, was einem alten Menschen paßt. Aber es reicht noch nicht aus. Ob wohl unten noch heißes Wasser ist? So 'n fester Crog, der sollte mir jetzt gut thun; ich friere Stein und Bein.“

„Heiß Wasser is nich mehr, gnädiger Herr. Aber ich kann ja 'ne Kaiserroll' aufstellen. Oder noch besser, ich hole den Petroleumföcher.“

„Nein, nein, Engelle, nicht so viel Umstände. Das mag ich nicht. Und den Petroleumföcher, den erst recht nich; da kriegt man bloß Kopfweh; und ich habe schon genug davon. Aber bringe mir den Cognac und kaltes Wasser. Und wenn man dann

so halb und halb nimmt, dann ist es so gut, als wär' es ganz heiß gewesen.“

Engelle brachte, was gefordert, und eine Viertelstunde danach ging Dubslaw zu Bett.

Er schlief auch gleich ein. Aber bald war er wieder wach und druckte nur so hin. So kam der Morgen heran.

Als Engelle zu gewohnter Stunde das Frühstück brachte, säleppete sich Dubslaw mühsamlich von seinem Schlafzimmer bis an den Frühstückstisch. Aber es schmeckte ihm nicht. „Engelle, mir ist schlecht; der Fuh ist geschwollen, und das mit dem Cognac gestern abend war auch nicht richtig. Sage Martin, daß er nach Gransee fährt und Doktor Sponholz mitbringt. Und wenn Sponholz nicht da ist — der arme Kerl futschert in einem fort rum; ohne Landpraxis geht es nicht — dann soll er warten, bis er kommt.“

Es traf sich so, wie Dubslaw vermutet hatte; Sponholz war wirklich auf Landpraxis und kam erst nachmittags zurück. Er ok einen Bissen und flog dann auf den Stechliner Wagen.

„Na, Martin, was macht denn der gnäd'ge Herr?“

„Jo, Herr Doktor, id müß doch sagen, he seist en beten verimert ut; en wiß schon nich so recht letzten Samstag in doa müß' he ja n grad nach Berlin. In id weest schon, wenn ihst eer' nach Berlin muß, denn is oß immer wat los. Id weest nich, wat se doa mit 'n ollen Müschen moosen.“

„Ja, Martin, das is die große Stadt. Da übernehmen sie sich dann. Und dann war ja auch Hochzeit. Da werden sie wohl ein bißchen geschickt haben. Und vorher die kalte Kische. Und dazu so viele feine Damen. Daran ist der gnäd'ge Herr nicht mehr gewöhnt, und dann will er sich berappeln und strengt sich an, und da hat man dann gleich was weg.“

Es dämmerte schon, als der kleine Jagdwagen auf der Rampe vorfuhr. Sponholz stieg aus und Engelle nahm ihm den grauen Mantel mit Doppeltragen ab und auch die hohe Kammfellmütze, drin er — freilich das einzige an ihm, das diese Wirkung ausüben konnte — wie ein Perler ansah.

So trat er denn bei Dubslaw ein. Der alte Herr sah an seinem Kamin und sah in die Flamme.

„Nun, Herr von Stechlin, da bin ich. War über Land. Es geht jetzt scharf. Jeder dritte hatet und hat Kopfweh. Natürlich Influenza. Ganz verdenbeste Krankheit.“

„Na, die wenigstens hab' ich nicht.“

„Kann man nicht wissen. Ein bißchen fliegt jedem leicht an. Nun, wo sitzt es?“

Dubslaw wies auf sein rechtes Bein und sagte: „Stark geschwollen. Und das andre fängt auch an.“

„Um. Na, wollen mal sehen. Darf ich bitten?“

Dubslaw zog sein Beinleib heraus, den Strumpf herunter und sagte: „Da is die Befahrung. Gährt ist es nicht. Ich habe keine Schmerzen. . . Also was andres.“

Sponholz tippte mit dem Finger auf dem geschwollenen Fuh herum und sagte dann: „Nichts von Belang, Herr von Stechlin, Einhalten, Diät, wenig trinken, auch wenig Wasser. Das verdammt Wasser drückt gleich nach oben, und dann haben Sie Atemnot. Und von Medizin bloß ein paar Tropfen. Bitte, bleiben Sie sitzen; ich weiß ja Bescheid hier.“ Und er ging an Dubslaw's Schreibtisch heran, schmitt sich ein Stück Papier ab und schrieb sein Rezept. „Ihr Kutscher, das wird das beste sein, kann bei der Apotheke gleich mit vorfahren.“

Im Vorsturz, nach Verabschiedung von Dubslaw, fuhr Sponholz alsobald wieder in seinen Mantel. Engelle half ihm und sagte dabei: „Na, Herr Doktor?“

„Nichts, nichts, Engelle.“

Martin und der Jagdwagen hielten noch wartend auf der Rampe draußen, und so ging es denn in rascher Fahrt wieder nach der Stadt zurück, von wo der alte Kutscher die Tropfen gleich mitbringen sollte. Der Winterabend dämmerte schon, als Martin wieder zurück war und die Medizin an Engelle abgab. Der brachte sie seinem Herrn.

„Sieh mal,“ sagte dieser, als er das runde flache Fläschchen in Händen hielt, „die Granseer werden jetzt auch sein. Alles in rosa Seidenpapier



Ein der Mutter verwandter Felsbären-Jüngling.

gewickelt.“ Auf einem angebundenen Zettel aber stand: „Herrn Major von Stechlin. Dreimal täglich zehn Tropfen.“ Dubslav hielt die kleine Flasche gegen das Licht und tröpfelte die vorgeschriebene Zahl in einen Löffel Wasser. Als er sie genommen hatte, bewegte er kauernd die Lippen, etwa wie wenn ein Stammgast eine neue Weinforte probt. Dann nickte er und sagte: „Ja, Engelke, nu geht es los. Fingerhut.“

Der alte Dubslav nahm durch mehrere Tage hin seine Tropfen ganz gewissenhaft und fand auch, daß sich's etwas besserte. Die Geschwulst ging um ein Geringes zurück. Aber die Tropfen nahmen ihm den Appetit, so daß er noch weniger aß, als ihm gestattet war.

Es war ein schöner Frühmorgentag, die Mittagszeit schon vorüber. Dubslav saß an der weit offenen Glasstube seines Gartentalons und las die Zeitung. Es schien indes, daß ihm das, was er las, nicht sonderlich gefiel. „Ach, Engelke, die Zeitung ist ganz gut; nur so für den ganzen Tag ist

sie doch zu wenig. Du könntest mir lieber ein Buch bringen.“

„Was für eines?“

„Is egal.“

„Da liegt ja noch das kleine gelbe Buch: „Kleine Eupine mehr!“

„Nein, nein; nicht so was. Eupine, davon hab' ich schon

so viel gelesen; das wechselt in einem fort und eins ist so

dumm wie das andre. Die

Landwirtschaft kommt doch nicht

wieder obenauf oder wenigstens

nicht durch so was. Bringe

mir lieber einen Roman; früher

in meiner Jugend sagte man

Schnüder. Ja, früher, da

waren alle Wörter viel besser.

Weißt du noch, wie ich mir,

als ich Zivil wurde, den

ersten Schnüder machen ließ?

Schnüder ist auch solch Wort und doch wahrhaftig besser als Frack. Schnüder hat so was Fideles; Einsegnung, Hochzeit, Kindtaufe.“

„Gott, gnäd'ger Herr, immer ist es doch auch nicht so. Die meisten Schnüder sind doch, wenn einer begraben wird.“

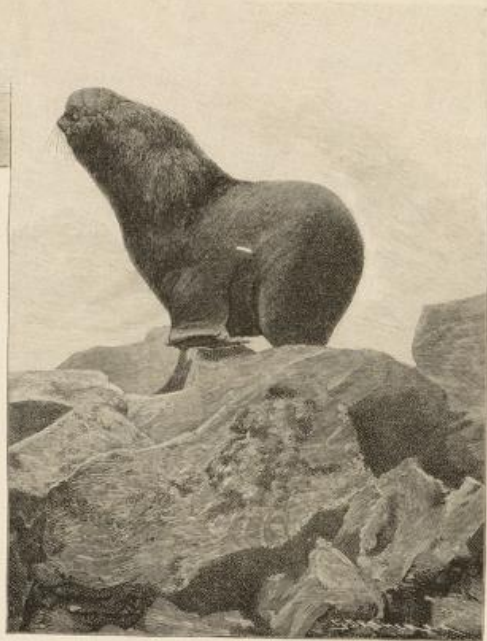
„Richtig, Engelke. Wenn einer begraben wird. Das war ein guter Einfall von dir. Früher würd' ich gesagt haben „zeitgemäß“; jetzt aber sagt man „opportun“. Hast du schon mal davon gehört?“

„Ja, gnäd'ger Herr, gehört hab' ich schon mal davon.“

„Aber nicht verstanden. Na, ich eigentlich auch nicht. Wenigstens nicht so recht. Und du, du warst ja nicht mal auf Schulen.“

„Nein, gnäd'ger Herr.“

„Alles in allem, sei froh darüber...“



„Strandwächter“ auf dem Auslag.

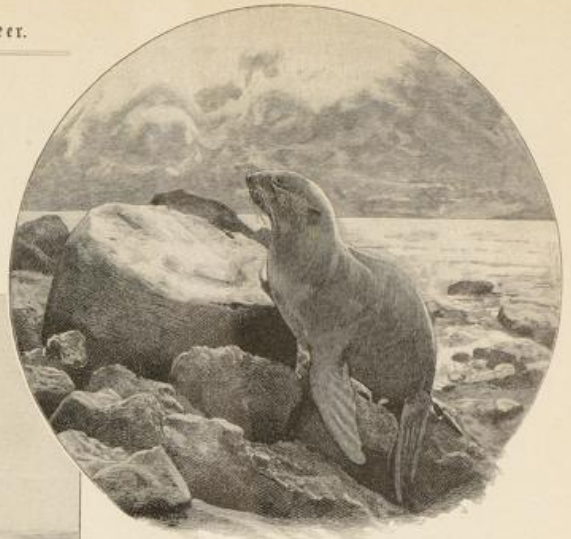


Auf dem „Fasabplatz“ der Felsbären im Veringmeer.

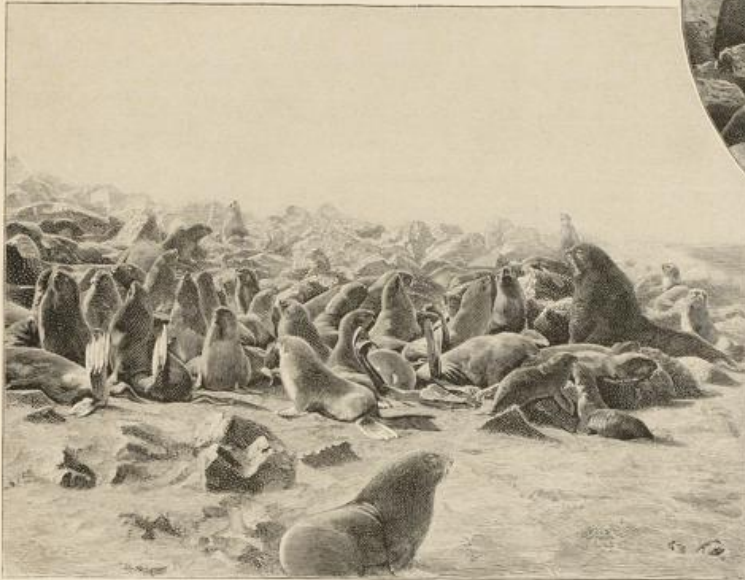
Aber, Engelke, wenn du mir ein Buch gebracht hast, dann will ich mit meinem Stahl doch lieber gleich auf die Veranda rausrücken. Es is wie Frühling heut. Solche guten Tage muß man mitnehmen. Und bringe mir auch 'ne Decke. Früher war ich nich so fürs Bimptige; jetzt aber heißt es: besser bewahrt als beklagt."

In dem ganzen Dreieck zwischen Mleinberg, Kloster Weg und Gransee hatte sich die Nachricht

von des alten Dubslav erster Erkrankung mehr und mehr herumgesprochen, und es war wohl im Zusammenhang damit, daß ungefähr um dieselbe Stunde, wo Dubslav und Engelke sich über „Schneipel“ und „opportun“ unterhielten, ein Einspänner auf die Stechliner Kampe fuhr, ein etwas sonderbares Gefährt, dem der alte Baruch Hirschfeld lang-



Felsboden-Roh.



Ein „Harem“.

sam und vorsichtig entstieg. Engelke war ihm dabei behilflich und meldete gleich danach, daß der Alte da sei.

„Der alte Baruch! Im Gottes willen, Engelke, was will denn der? Es ist ja doch glücklicherweise nichts los. Und so ganz aus freien Stücken. Na, laß ihn kommen.“

Und Baruch Hirschfeld trat gleich darauf ein. Dubslav, in seine Decke gewickelt, begrüßte den Alten. „Aber, Baruch, um alles in der Welt, was giebt es? Was bringen Sie? Na, gleichviel, ich freue mich, Sie zu sehen. Machen Sie sich so bequem, wie's auf den drei Ratten eines Gartenstuhls überhaupt möglich ist. Und dann noch einmal: Was giebt es? Was bringen Sie?“



Zion der Felsboden.

„Herr Major wollen entschuldigen, es geht nichts, und ich bringe auch nichts. Ich kam da bloß so vorbei, Geschäfte mit Herrn von Sundermann, und da wollt' ich mir doch die Freiheit genommen haben, mal nach der Gesundheit zu fragen. Dobe gehört, der Herr Major seien nicht ganz gut bei Wege.“

„Nein, Baruch, nicht ganz gut bei Wege, beinahe schon schlecht genug. Aber lassen wir das schlimme Neue; das Alte war doch eigentlich besser (das heißt dann und wann), und manchmal denk' ich so an alles zurück, was wir so gemeinschaftlich miteinander durchgemacht haben.“

„Und immer glatt, Herr Major, immer glatt, ohne Schwierigkeiten.“

„Ja,“ lachte Dubslav, „gemacht hab' ich keine, aber gehabt hab' ich genug. Und das weiß keiner besser als mein Freund Baruch. Und nun sagen Sie mir vor allem, was macht Ihr Idor, der große Volksfreund? Ist er mit Dorgelow noch zufrieden? Oder sieht er, daß sie da auch mit Wasser focher? Ich wundere mich bloß, daß ein Sohn von Baruch Hirsfeld, Sohn und Firmateilhaber, so sehr für den Luftkurz ist.“

„Nicht für den Luftkurz, Herr Major. Idor, wenn ich so sagen darf, ist für die alte Valma. Aber nebenher hat er ein Herz für die Menschheit.“

„Hat er? Na, das ist recht.“

„Und das Herz für die Menschheit, das haben wir alle, Herr Major. Und kommt was dabei heraus, so haben wir die Dividende. Gott der Rechte, wir brauchen's. Und weil ich rede von Dividende, will ich auch reden von Hypothek. Wir haben da seit Freitag ein Kapital, Granfcer Bürger, und will's hergeben zu dreihunderthalb.“

„An, Baruch, das ist hübsch. Aber im Augenblick bin ich's nicht bedürftig. Vielleicht mal mein Wolbenar. Der hat, wie Sie wissen, 'ne reiche Partie gemacht, und wer viel erbetretet, der bräunt auch viel. Man denkt immer, dann hört es auf, aber das ist falsch, dann fängt es erst recht an. Unter allen Umständen seien Sie bedankt, daß Sie mal haben sehen wollen, wie's mit mir steht. Aber eine Leide nur wiederholen, schlecht genug. Aber eine Weile dauert es wohl noch. Und wenn auch nicht, mit meinem Sohne wird sich, gerade so wie zwischen uns, alles glatt abwickeln, glatter noch, und vielleicht können Sie gemeinschaftlich mit ihm mal was betreiben, was Ordentliches, was Großes, was sich sehen lassen kann. Das heißt dann neue Zeit. Und nun, Baruch, müssen Sie noch ein Glas Serru nehmen. In unserm Alter ist das immer das Beste. Das heißt für Sie, der Sie noch gut im Gange sind. Ich darf bloß noch mit anstoßen.“

Eine Viertelstunde später fuhr Baruch auf seinem Wagen wieder in den Stechliner Wald hinein und dachte wenig bedrückt über alles nach, was er da drinnen gehört hatte. Die geträumten Schloß Stechlin-Tage schienen mit einem Male vorüber. Alles, was der alte Herr da so nebenher von „gemeinschaftlich betreibenden“ gesagt hatte, war doch bloß ein Stich, eine Pflöge gewesen.

Ja, Baruch fühlte was wie Verstimmung. Aber Dubslav auch. Es war ihm zu Sinn, als hätte er seinen alten Granfcer Geld- und Geschäftsfreund (trotzdem er dessen letzte Pläne nicht einmal ahnte), zum erstenmal auf etwas Heimlichem und Verstecktem ertappt, und als Engelste kam, um die Scherzlosigkeit wieder wegzuräumen, sagte er: „Engelste, mit Baruch ist es auch nichts. Ich dachte wunder, was das für ein Heißhunger war“, und nun ist der Pferdewechsel doch schließlich auch rausgekommen. Wollte mir da Geld auf Hypothek beinahe aufzwingen, als ob ich nicht schon genug davon hätte. Sonderbar, Unde, mit seinem ewigen „zweideutig“, wird am Ende noch recht behalten. Ueberhaupt solche Polizeimenschen mit 'nem Karabiner über die Schulter, das sind, bei Lichte beschn, immer die feinsten Menschenkenner. Ich ärgere mich, daß ich's nicht eher gemerkt habe. So dünne zu sein! Aber das mit der „Krankheit“ heute, das war mir doch zu viel. Wenn sich die Menschen erst nach Krankheit erkundigen, das ist immer schlimm. Eigentlich ist es jedem gleich, wie's einem geht. Und ich habe sogar welche gekannt, die sahen sich immer schon die Möbel und Bilder an und dachten an nichts wie an Auktion.“

XXXVII.

Auch die nächsten Tage waren beinahe sommerlich, thuten dem Alten wohl und erleichterten ihm das Atmen. Er begann wieder zu hoffen, sprach mit Wirtschaftsinспекtor und Förster und war nicht bloß voll wiedererwachter Interessen, sondern überhaupt guter Dinge.

So kam Mitte März heran. Der Himmel war blau, Dubslav saß auf seiner Veranda, den kleinen Springbrunnen vor sich, und sah dabei das leichte weiße Gewölk ziehen. Vom Park her vernahm er den ersten Finkenflügel. Er mochte wohl schon eine Stunde so gelesen haben, als Engelste kam und den Doktor meldete.

„Das ist recht, Sponholz, daß Sie kommen. Nicht um mir zu helfen (das ist immer schlimm, wenn einem erst geholfen werden soll), nein, um zu sehen, daß Sie mir schon geholfen haben. Diese Tropfen. Es ist doch was damit. Wenn Sie nur nicht so schlecht schmecken; ich muß mir immer einen Aufgeben. Und daß sie so grün sind. Grün ist Gift, heißt es bei den Leuten. Eigentlich eine ganz dumme Vorstellung. Wald und Weide sind auch grün und doch so ziemlich unser Bestes.“

„Ja, es ist ein Spezifikum. Und ich bin froh, daß die Digitalis hier bei Ihnen mal wieder zeigt, was sie kann. Und bin doppelt froh, weil ich mich auf sechs Wochen von Ihnen verabschieden muß.“

„Auf sechs Wochen. Aber, Doktor, das ist ja 'ne halbe Ewigkeit. Haben Sie Schulden gemacht und sollen in Prison?“

„Man könnte beinahe so was denken. Denn solange Granfcer historisch beglaubigt dastet, ist noch



Echaleische Pelzproben auf hoher See.

kein Doktor auf sechs Wochen weg gewesen, noch dazu ein Kreisphysikus. Eine Doktorrezistenz gestattet solchen Luxus nicht. Wie lebt man denn hier? Und wie hat man gelebt? Immer Futurzel aufgeschritten, immer Karbolsalbe, immer in den Wagen gehiepen, immer einen alten Erdenbürger seinen Entlassungsschein ausgehändigt oder einen neuen Erdenbürger geholt. Und nun sechs Wochen weg. Wie ich meinen Kreis wiederfinden werde... nun, vielleicht hat Gott ein Entschien.“

„Er ist doch wohl eigentlich der beste Assistentenarzt.“

„Und vor allem der billigste. Der andre, den ich mir aus Berlin habe verschreiben müssen (ach, und so viel Schreiberei), der ist teurer. Und meine Reise kommt mir ohnedies teuer genug.“

„Aber wohin denn, Doktor?“

„Nach Pfläfers.“

„Pfläfers. Kenn' ich nicht. Und was wollen Sie da? Warum? Woju?“

„Meine Frau laboriert an einem Rheumatismus, hochgradig, schon nicht mehr schön. Und da ist denn Pfläfers der letzte Trumpf. Schweizerbad mit allen Schützen und wahrscheinlich auch mit allen Stößen. Ein Granfcer, der allerdings für Geld gezeigt werden kann, war mal an diesem merkwürdigen Ort und hat mir auch eine Beschreibung davon gemacht. Habe dann natürlich noch im Bädeler nachgeschlagen und unter anderm einen Fluß da verzeichnet gefunden, der Tamina heißt. Erinnerung ein bißchen an Zauberslote und klingt soweit ganz gut. Aber trotzdem eine tolle Geschichte, dies Pfläfers. Soweit es nämlich als Bad in Betracht kommt, ist es nichts als ein Felsenloch, ein großer Badofen, in den man hineingeschoben wird. Und da hockt man denn, wie die Indianer hocken, und die Dämpfe steigen stehend von unten herauf. Wer da nicht wieder zustande kommt, der kann überhaupt einpacken. Uebrigens will ich für meine Person

mit hineinkriechen. Denn das darf ich wohl sagen, wer so fünfundsiebzig Jahre lang durch Kreis Granfcer hin und her torkelt ist, mitunter bei Ostwind, der hat sich kein Gliederreiben erlich verdient. Sonderbar, daß der Hauptteil davon auf meine Frau gefallen ist.“

„Ja, Sponholz, in einer christlichen Ehe...“

„Freilich, Herr Major, freilich. Niemand da mit der christlichen Ehe“ auch bloß so so ist. Da hatten wir, als ich noch Militär war, einen Compagniechirurgus, richtige alte Schule, der sagte, wenn er davon hörte: „Na, christliche Ehe, das kenn' ich. Is wie Schinken in Burgunder. Das eine ist immer da, aber das andre fehlt.“

„Ja,“ sagte Dubslav, „diese richtigen alten Compagniechirurgusse, die hab' ich auch noch gekannt. Müttige Conter, jetzt leider ausgestorben... Und in solchem Pfläferschen Badofen wollen Sie sechs Wochen zubringen?“

„Nein, Herr von Stechlin, nicht so lange. Bloß vier, höchstens vier. Denn es strengt sehr an. Aber wenn man nu doch mal da ist, ich meine in der Schweiz und da herum, wo sie stellenweise schon italienisch sprechen, da will man doch schließlich auch gen in das gelobte Land Italia hineingehen. Und da haben wir denn also vor, meine Frau und ich, von diesem Pfläfers aus erst noch durch die Diamala zu fahren, den Splügen hinauf oder auf irgend einen andern Paß. Und wenn wir dann einen Wald in all die Herrlichkeiten hinein gehen haben, dann kehren wir um, und ich für meine Person ziehe mir wieder meinen grauen Mantel an (denn für die Weite hab' ich mir einen neuen Paletot bauen lassen) und kuschlere wieder durch Kreis Granfcer.“

„Na, Sponholz, das freut mich aber wirklich, daß Sie mal rauskommen. Und bloß wenn Sie durch die Diamala fahren, da müssen Sie sich in acht nehmen.“

„Waren Sie denn mal da, Herr Major?“

„I bewahre. Meine Weltfahrten, mit ganz schwachen Ausnahmen, lagen immer nur zwischen Berlin und Stechlin. Höchstens mal Dresden und ein bißchen ins Bayerische. Wenn man gar nicht mehr weiß, wo man hin soll, fährt man eben nach Dresden. Also Diamala nie gesehen. Aber ein Bild davon. Im allgemeinen ist Bildersehen auch nicht mein Fall, und wenn die Museen von mir leben sollten, dann thäten sie mir leid. Aber wie so der bare Zufall spielt, mal sieht man doch so was, und war da 'ne Felsenklüftung mit Figuren von einem sehr berühmten Menschen, der, glaub' ich, Bäcking oder Bäckling hieß.“

„Ah so. Einer, wenn mir recht ist, heißt Bäcklin.“

„Wohl möglich, daß es der gewesen ist. Ja, sogar wahrscheinlich. Nun, sehen Sie, Doktor, da war denn also auf diesem Bild diese Diamala, mit einem kleinen Fluß unten, und über den Fluß lag ein Brückenbogen, und ein Zug von Menschen (es können aber auch Ritter gewesen sein) kam gerade die Straße entlang. Und alle wollten über die Brücke.“

„Sehr interessant.“

„Und nun denken Sie sich, was geschieht da? Gerade neben dem Brückenbogen, dicht an der rechten Seite, thut sich mit einem Male der Felsen auf, etwa wie wenn morgen ein richtiger Spieghelbürger seine Feuerlader aufmacht und nachsehen will, wie's Wetter ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pelzprobe und der Robbenfang im Beringmeer.

(Siehe die Mitteilungen Seite 249, 252 und 253.)

Die Konferenz, die jüngst zwischen Vereinten Reichs, Japans und der Vereinigten Staaten in Washington stattfand, gelangte zur Annahme eines Vertrages, welcher der Verzichtung der Pelzproben durch Recht des Fanges auf hoher See vorbeugen soll. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird der Vertrag noch im Laufe dieses Winters von den drei beteiligten Staaten ratifiziert werden. Gegenwärtig wird auch zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und Kanada und England andererseits über dieselbe Frage weiter verhandelt, und es sind Aussichten vorhanden, daß man endlich Mittel und Wege finden wird, der raschen Verletzung der wertvollen Pelzproben Einhalt zu thun.

Die Pelzprobe (Callorhinus ursinus) wurde zuerst von dem deutsch-russischen Naturforscher Georg Wilhelm Steller, der Bering 1741 auf dessen Entdeckungsexpedition begleitete, beschrieben und erhielt von ihm den Namen Seebär. Diese Robbenart bewohnt die kalteren Gewässer sowohl der

Säbire wie des nördlichen Stillen Ozeans. Früher war sie sogar viel zahlreicher auf den Inseln um den südlichen Teil Südamerikas und Afrikas als im Norden, aber das Verzehringwerk war dort schon 1830 beinahe fertig; die Jäger waren jokuans, jokuans auf die Inseln gekommen und hatten mit tausend Männern, Weibchen, Junge niedergemacht. Die Beute ergab zwischen jokuans bis hiegehoh Millionen Felle. Jetzt sind nur noch wenige Robben in jenen Gegenden übrig geblieben, viele Inseln sind von den Jägern sogar ganz verlassen.

Im Norden finden die Robben ihr Sommerheim und ihre Brutstätten in drei verschiedenen Gegenden; im Beringsmeer, auf den amerikanischen Peilowinseln (St. Paul und St. George) und auf den russischen Kommandorski-Inseln (Berings- und Kupferinsel); im ozeanischen Meere auf der Robbeninsel und auf einigen der Karolinenseln. Die Robbeninsel bewohnen nur noch wenige Robben, und auf den Karolinenseln sind sie ansehnlich ganz verschwunden. Die Robben sind auch während ihrer Winterwanderungen wie auf ihren Brutstätten in drei verschiedene Herden getrennt. Die amerikanische Herde, die bei weitem die größte ist, verläßt die Peilowinseln im November und Dezember und schwimmt an der nordamerikanischen Küste entlang bis nach San Francisco hinunter; die russische an der Ostküste Japans bis nach Noshanaka, während die kleinen Reste der ozeanischen Herde ihre Winterreise im japanischen Meere machen. Die Peilowinseln liegen im südöstlichen Teile des Beringsmeeres, ungefähr 300 Kilometer westlich vom Festlande und nördlich ebenso weit entfernt von den Aleuten. Die Inseln sind fast fortwährend mit Nebel umhüllt, der Himmel ist sehr selten zu sehen. Ein amerikanischer Beamter berichtet, daß er während dreißig Monaten nur sechs ganz klare Tage dort erlebt hat. Diese Seltenheit des Sonnenlichts ist es aber gerade, die die Inseln zu einem passenden Aufenthaltsorte für die Robben macht; denn sie vertrauen nicht auf das Sonnenlicht und gehen lieber, während die Sonne scheint, ins Meer, um sich im Halbdunkel der Wellen vor dem starken Uichte und der Wärme zu schützen.

Auf den Inseln befinden sich hiegehoh Brutstätten, wozu auf St. Paul und fünf auf St. George. Diese Brutstätten, deren Abbildungen wir der Güte des Prof. Jeffers David Starr-Jordan in San Francisco danken, liegen dicht am Wasser und meist auf einem allmählich abfallenden Abhang, worauf sich viele größere Steinblöcke befinden. Die größten Brutstätten erstrecken sich einige Kilometer am Strande entlang.

Sobald im Frühling die Eisverhältnisse es gestatten, was gewöhnlich zwischen dem 1. und dem 15. Mai der Fall ist, erscheinen die ersten Robben auf den Inseln. Zunächst kommen die alten Männchen ans Land, nachhine folgen oder mehr Jahre alte Jucktiere, die für die folgenden drei Monate hiegehoh die Gehege der Brutstätten verlassen. Sie werden „Strandmeister“ („beach masters“) oder „alte Bullen“ („old bulls“) genannt. Die Strandmeister wiegen 400 bis 500 Pfund und sind fünf- bis sechsmal so schwer wie die Weibchen oder „Kühe“. Beim Betreten der Inseln geht es noch ganz gemächlich zu, aber schon beim Ausschauen der Plage kommt es zu erbitterten Kämpfen. Die Tiere tragen auch die Zeichen früherer Kämpfe an sich: eines hat ein Auge, ein zweites eine Wunde verloren, und fast alle haben lange Narben auf dem Kopfe oder auf der mächtigen Brust. Nachdem die Strandmeister das Terrain verläßt haben, hören die Kämpfe zeitweilig auf, die Tiere legen sich hin und schlafen fast ununterbrochen, bis kurz vor dem Eintreffen der Kühe.

Ende Mai und Anfangs Juni erscheinen die ersten „Junggeißeln“ („chachelors“) oder jüngeren Männchen. Unter ihnen unterscheidet man auch Tiere im Alter von sechs bis sieben Jahren von den noch jüngeren; die älteren nennt man „Halbullen“ („half-bulls“). Sie sind voll ausgewachsen, haben aber noch nicht die Kraft und den Mut, sich einen Platz auf den Brutstätten zu erkämpfen, und sind deshalb vom eigentlichen Leben, von den Gefahren und Freuden der Inseln ausgeschlossen. Sie müssen mit den jüngeren „Junggeißeln“ auf einem sandigen Abhang, „Paradeplatz“ genannt, hinter oder neben den Brutstätten zusammen haufen, denn es herrscht unter den Tieren ein Mangelgefühl, wie er strenger kaum unter den Menschen zu finden ist. Die alten Strandmeister züchtigen graulich den Halbullen, der es wagt, sich den Brutstätten zu nähern. Damit die Junggeißeln aber ihren „Paradeplatz“ erreichen können, sind schmale Gassen durch das heilige Land der Strandmeister als neutrales Gebiet gelassen.

Sobald nun die Zeit herankommt, wo die Kühe erscheinen müssen, werden die alten Strandmeister munter, hören eigenartige Töne aus und schauen fortwährend auf das Meer hinaus. Jetzt heben auch die Kämpfe aufs neue an und werden immer heftiger. Als besonderes Zeichen seiner Mut bläst der rauhfellige Strandmeister den Atem in mächtigen Dampfströmen aus.

Endlich, gegen den 10. Juni, tauchen auch die ersten Weibchen aus den Wellen auf. Sobald das Tier aus dem Wasser kommt, steht es sich um, bis es einen Strandmeister erblickt, den es für den stärksten hält, und dann stellt es sich zu ihm. Es ist nämlich Gehege der Robbeninsel, daß das Weibchen mählt; nachdem es aber einmal seine Wahl getroffen hat, ist dieselbe unwiderruflich, denn das Weibchen

kommt in einen „Harem“ und wird dort strenger bewacht als irgend eine Sultane. Schon ehe es den Harem des Kaiserereren erreicht, kommt es zum Blutrergießen, denn die andern Strandmeister versuchen, das Weibchen für sich zu gewinnen, und so giebt es erbitterte Kämpfe.

Die Ankunft der Kuh auf der Insel geht einem interessanten Ereignis unmittelbar voran. In einem oder zwei Tagen bekommt sie nämlich ein Junges. Dieses behandelt sie anfangs sehr zärtlich, und nach später — wenn es ihr wieder gestattet ist, ins Meer zu gehen — sucht sie bei ihrer Rückkehr ihren eignen Säugling aus den Tausenden heraus. Wie sie es fertig bekommt, das Tierchen unter so vielen andern wieder zu erkennen, ist ein Geheimnis der Natur; man hat aber wiederholt beobachtet, wie jedes soeben zurückgekehrte Mütterchen auf die Suche geht, sie nähert sich einer Gruppe, schnüffelt jedes Junge an und geht dann weiter, bis sie ihren Säugling findet. Sobald die Jungen ein wenig gehen können, gesellen sie sich in größeren Massen zu einander und spielen wie kleine Hunde stundenlang zusammen; fünf bis sechs Wochen alt, wagen sie sogar ins selbste Wasser am Strande zu gehen und lernen allmählich schwimmen.

Die Harems sind verschieden groß; durchschnittlich enthalten sie fünfzehn bis zwanzig Weibchen, es kommt aber vor, daß ein besonders harter Strandmeister bis hiegehoh um sich sammelt, während andre es nur auf eines bringen können. Die Weibchen sitzen dicht zusammen um den ehrsüchtigen Strandmeister herum, dieser geht häufig schraubend, murrend, Atemknoten ausstehend, um seine Familie herum, um alle Mühseligkeiten im Zaume zu halten. Das Weibchen bekommt auch mitunter die rohe Kraft seines Herrschers zu fühlen. Wenn es nämlich Anstalt macht, den Harem zu verlassen, packt es der alte Strandmeister mit den Zähnen und drückt es entweder auf die Erde nieder oder wirft es rittlings über den Kopf in den Harem zurück. Dabei kommt es zumellen vor, daß ein Weibchen dieser brutalen Behandlung erliegt; auch die Säuglinge werden häufig durch die herantobenden Strandmeister zerdrückt.

So geht es wochenlang auf der ganzen Brutstätte her — überall Liebe und Haß, Kampf und Gebrüll. Der Harem ist furchtlich. Ein paar Kilometer entfernt, glaubt man einen herannahenden Eisesberg zu hören. Hinter auf einem nahen Steinbänken oder einer Felsenwand sitzen vereinigt Halbullen und jenen toll Reud und Schmutz auf das tolle, brandende Leben herab und geben dabei eine Art Gelächter vor sich, was zu bedeuten scheint: „Im nächsten Jahre werden mir's doch wagen!“ Der Halbulle ist aber noch sehr furchtsam; löst ein naßer Strandmeister einen drohenden Laut nach seiner Richtung aus, so erregt er die Angst, wobei er häufig den Abgang herabrollt, bis er ins Meer flüht.

Das Vauern auf den Inseln hat aber seinen besondern Zweck. Der Halbulle weiß, daß sich die Strandmeister bald von ihren Harems entfernen werden; dann will er herabziehen und Befanschaften unter den Weibchen für das nächste Jahr machen. Die Strandmeister bleiben ununterbrochen auf den Brutstätten von ihrer Ankunft an bis in die ersten Wochen des August oder später — drei Monate ohne zu essen oder zu trinken. Sie halten das Harenstehen streng aufrecht bis gegen Ende Juli, dann fangen sie wieder an, etwas zu schlafen. Erst nachdem die Natur für die Vernehmung der Kühe gestimmt hat, wird es den Weibchen gestattet, sich von den Harems zu entfernen. Sie gehen dann allmählich ins Meer, um Nahrung (Fische, Kalmare und so weiter) zu suchen, kehren aber anfangs ein paarmal täglich zurück, um ihre Jungen zu säugen. Später machen sie längere Reisen, sogar bis 200 Seemeilen von den Inseln, und kommen dann höchstens einmal in der Woche zurück.

Die Harems werden also allmählich aufgelöst, die Strandmeister werden friedlicher und hören zu kämpfen auf, und es herrscht auf der Brutstätte ein allgemeines Hin- undhergehen. Ermattet und abgemagert durch Kampf und Hunger, schwimmen endlich die Strandmeister auf fünf bis sechs Wochen ins Meer hinaus. Die Halbullen heigen nunmehr herab und verbinden, sich Harems zu bilden, finden aber bei den Weibchen keine Beachtung.

Während all dieser Vorgänge auf der Brutstätte ist es draußen auf dem „Paradeplatze“ ganz anders zugegangen; dort hat der liebe Feinde gefehert, dort hat man fast die ganze Zeit verbracht. Aber gerade dort hat sich auch das Tragische in diesem Leben ereignet: der Mensch greift mit vernichtender Hand in das Joch ein.

Die Inseln sind nämlich von den Vereinigten Staaten an eine große Gesellschaft verpachtet, die damit das Recht erwarb, 100 000 Tiere jährlich zu töten. Kein Weibchen darf man erschlagen, nur die Junggeißeln im Alter von 2 1/2 bis 3 1/2 Jahren. Wegen des eigenartigen Lebens der Robben ist das Hinrichteten der meisten Männchen für die Vernehmung der Kühe nur förderlich, denn die Verhältnisse auf den Brutstätten würden unvertäglich werden, wenn dort die Zahl der Strandmeister so groß wäre wie die der Weibchen.

Bevor die Tiere getötet werden, treibt man sie auf einen Schlachtplatz, zwei bis drei Kilometer hinter dem Paradeplatze. Die Männer gehen schon um zwei Uhr morgens, während es noch früh ist, zum Paradeplatze,

schleichen sich geräuschlos zwischen die Junggeißeln und die Weibchen und treiben dann erstere — häufig drei- bis viertausend an der Zahl — ganz langsam landeinwärts auf den Schlachtplatz. Das Treiben ist auf den Peilowinseln sehr langsam, da der Boden hier nur langsam ansteigt; aber es ist geradezu erstaunlich, was für Terrain-schwierigkeiten die Robben überwinden können. Auf der Kupferinsel zum Beispiel überwinden sie aber steile Berge beinahe 1200 Fuß hoch getrieben.

Der Schlachtplatz liegt gewöhnlich an einem kleinen Teiche, worin die Tiere sich abwaschen können, ehe das blutige Werk beginnt. Nebenbei steht das „Salzhaus“, wo die Felle eingetaucht und aufbewahrt werden. Das Hinrichteten ist ganz einfach und geht rasch und systematisch vor sich. Aus der großen Herde werden 20 bis 30 Tiere abgetrennt und auf eine Reihe kräftiger Männer zugetrieben, die mit starken Holzseilen demassiert sind. Wenn die Tiere ganz nah herangezogen sind, sucht man die postenden aus und erlegt sie mit einem Schläge auf den Schädel. Tiere unter zwei Jahren und besonders starke Exemplare, die versprochen, tüchtige Strandmeister zu werden, läßt man laufen; diese finden dann leicht von selbst den Weg ins Meer zurück.

Bis zum Jahre 1889 hatten die Fischer alljährlich 100 000 Robben auf den Inseln getötet, danach war aber der Bestand durch die Raubjagd auf hoher See so sehr zurückgegangen, daß sie ihre Cuante nicht mehr erreichen konnten, und sie gewannen deshalb in den Jahren 1890 bis 1896 zusammen nur circa 100 000 Stück. Die Beute der Raubjäger erreichte dagegen 1894 die Höhe von 142 000 Stück, ist aber seitdem wegen der raschen Zerstörung der Tiere sehr zurückgegangen, so daß die Jäger im Jahre 1896 nur 78 000 und 1897 sogar nur 55 000 Stück zu finden vermochten.

Die Jagd auf hoher See übt eine höchst verderbliche Wirkung auf den Robbenbestand aus. Die Jäger töten mit Gewehren zwei- bis dreimal mehr Tiere als sie bergen können, da letztere sehr schnell verfaulen; und dazu sind noch 70 bis 80 Prozent der erlegten Tiere tragende Weibchen. Diese schlafen sehr viel auf den Wellen. Nachdem sie sich satt gegessen haben, legen sie sich auf den Rücken, ziehen die Flossen über den Leib, schlafen ein und werden erit durch die Harpune oder das Gewebe des Jägers erweckt.

Am grauenhaftesten aber ist die Jagd im Beringsmeer, denn hier hat fast jedes Weibchen ihr Junges zu Grunde auf den Inseln; der Tod der Mutter führt auch zumen Tod herbei, denn die armen Tierchen sind für ihre Nahrung ganz auf die Müttermilch angewiesen, und kein Mütterchen läßt sich herbei, ein fremdes Junges zu säugen. Deshalb verhungern jedes Jahr Tausende von Säuglingen. Die amerikanischen Beamten schätzten für das Jahr 1894 diese verhungerten Säuglinge auf 20 000. Überall lagen die abgemagerten Weibchen auf dem Strande herum, während halbverhungerte Tierchen fortwährend am Strande jammerten und auf das Meer hinaus nach der munter wiederlebenden Mutter bliften.

William G. Beecher.

Drei Tage aus Boßs Leben.

Herminie Hanoum.

Das war eines der nobelsten schlanen Griechenmädchen, die jemals die Straßen Konstantinopels mit leichten Schritten durchschritten, leidet an dem „Zachmond“, mit dem eigentlich nur die Tärkinnen ihr Gesicht verhalten, nach dem Ereignis aussehend, die nicht ohne Wohlgefallen in Boßs blühende Augen und auf die Artz des frischen, jugendlichen Gesichtes blidten, die dann und wann der wie zufällig herabfallende Schleier zeigte. Boß hatte für einigen Wochen die Dienste ihrer geschickten Köchinnen der Herrin in einem der ausländischen Gesandtschaftshotels anbieten müssen, da das Glück — in ihren Augen gleichbedeutend mit einer guten Heirat — ihr nicht so schnell in den Schoß hatte fallen wollen, wie sie es bei ihrer Abreise von der kleinen Inselheimat, wo sie bisher gelebt, erhofft hatte.

Kam war sie die bevorzugte Dienerin ihrer Lady geworden, schmückte sich mit deren Kleidern, sobald es unbemerkt gehen konnte, beachte ihr eignes fränkisches Haar mit den Schilfpattlammern ihrer Herrin vor deren Toilettenpiegel in Ordnung und hielt sich trotzdem für das treueste, zuverlässigste Kammermädchen.

„Que voulez-vous, Madame,“ erwiderte sie mit einer kleinen, geringfügigen Achselbewegung, wenn sie und da ein zu weit gehender Liebereiz sie gerührt ward, „liegt nicht alles wieder pünktlich an seinem Platz, wenn Madame es gebraucht? Nehme ich jemals ein Stück von Madame's Eigentum, um es zu behalten? C'est plus qu'on peut dire des autres!“

Die Herrin wußte, daß Boß mit der lehteren Bemerkung recht hatte, und schweig.

Eines Tages aber war Boß weder im Toilettenzimmer der Herrin noch in ihrer Arbeitsstube zu finden, auch nicht in den Bajars, wo sie so gern die Einkäufe für Malakab besorgte. Boß war da, wo die ganze beau monde Stammbals und Pécas verjammelt war, an den süßen Wasser

Europas. Der erste künftige Freitagstag, da die Sonne heiß herniederbrannte und alles duftete, blühte in der Natur, hatte alles himmelsgelockt nach dem herrlichen Platz an den süßen Wässern, jenem mit so verschwenderischem Vließreiz geschmückten Thal am Ende des Goldenen Horns.

Der Wasserstreifen selbst, der das alte Stambul von dem Kranenstadtteile trennt, war wie bestat mit Fahrgenügen aller Art, mit Kulis, Mouchen und großen Booten, die demselben Ziele zustrebten wie die Equipagen und Wagen jeder Gattung von der andern Seite auf dem Landwege.

Freitag war's, der „Sonntag“ der Muselmanen. An den süßen Wässern trau und sah sich alles, das sich frei machen konnte vom Stadtleben; alles, was zum „Selamit“, dem Sultanrit zur Moschee, gekommen war, zog zu Pferde, zu Post oder zu Wagen hinab ins schattige Thal, wo die Wiesen so hellgrün schimmerten, die Sonne so hell leuchtete.

Seit Menschengedenken haben sich an den süßen Wässern Tausende von kleinen Komänen abgetheilt. Mander Fremde, der gleichgültig herumgeritten war, hatte doch hinter den Gardinen ihres Coupsés in die schönen Augen einer Türkinn zu schauen vermocht, und Neugierern nach dem Besitz der seltenen Menschenentlame zog in sein Herz ein. Auch Joes verlangende Mücke fragte ihn und her; sie hoffte hier auf Erfüllung ihrer Wünsche, sie wollte nicht zurück auf ihre Anlei zu Arbeit und Joang; hinaus wollte sie flattern in die schöne Götterwelt, und dazu mußte und wollte sie auch heiraten, — dann allein blühte, wie sie meinte, ihr vollständige Freiheit.

So sah sie denn in einem schmalen, nur zwei Personen fassenden Kaul. Das Fahrzeug schaukelte sich auf den hell schimmernden Wogen; doch sie hatte keine Augen für diese strahlende Farbepracht des Elements, dem sie sich anvertraut hatte, noch für die Schönheiten der Ufer, die, mit Palanonen besetzt, tiefe Schutteln auf das Wasser warfen; sie war verunken in das leise Geflüster eines jungen Mannes, der neben ihr auf den niedrigen Polstern ruhte, in der halb liegenden Stellung, die durch die Bauart jener kleinen Fahrzeuge bedingt wird. Ihre biegsame, herrliche Gestalt nahm sich in dem eng anschließenden schwarzen Seidenkleid besonders vortrefflich aus, die Spitze ihres Pariser Schöbjes lagte ebenso festet darunter hervor, wie hinter dem Ohr die rote Kette, mit der die Spitzenmantille malerisch auf dem Kopf drapiert war.

Unter all den tief verkleideten Haremssdamen, die in weite Seidenmäntel von bunten Farben gefüllt und mit Gold und Schmuckstücken überlat waren, fiel die gesuchte Einladigkeit der Toilette und das frei und fest umherwandelnde Gesicht unserer Joes doppelt auf. Heute hatte sie den „Nachmad“ verlobt; Bartolo, der junge Italiener, der seit kurzem Portier im Gesundheitshotel war, und der sie zu der Fahrt eingeladen hatte, sollte bezaubert werden, ganz geungenen genommen und nicht eher den Kaul verlassen, als bis er ihr seine Hand angedoten! Ob mit oder ohne sein Herz, darauf kam es der kleinen Kostette nicht an.

Bartolo hatte bisher seine Schuldigkeit getan. Die Bombomiere mit Schiffsseiten, die fast in keinem der Fahrzeuge ringum sehte, war besonders groß und sichtbar, als er sie dem Mädchen überreichte, das im eifrigen Rätseln es den Rätseln ringum zuwerth. Seine Augen waren nur selten umhergeschweift, sondern hatten die Worte untersucht, die er ohne Rücksicht auf den sum und ernst mit seinem roten Fes dahinstehenden Muselman, der das Boot lenkte, ihr zugesprochen. Während sie nachlässig den großen Fächer auf und zu klappte, wie sie es den Tamen im Salon der Herrin abgelauscht, ließ er die Mannschettentöpfe, deren Reihlichkeit mit denen des Gemahls ihrer Geliebeterin sie höchlich lächelnd beobachtete, in den Strahlen der untergehenden Sonne funkeln; beide waren mit sich selbst beschäftigt, beide, im Selbstbewußtsein ihrer auffallenden Erscheinung, verfolgten eigene Zwecke und suchten einander zu überlisten in der Hoffnung, daß einer die Pläne des andern löbere, ohne es selbst zu ahnen.

Die Sonne neigte sich zum Untergange; rot schimmerten Himmel und Wasser. Die weißen Boote waren verschwunden, denn keine Türkinn darf nach Sonnenuntergang noch aufrechtlich ihres Harems sein. Seiner Abendwind kühlte Joes glühende Wangen und trieb ihr schlanke Fahrzeug in den Schutteln der tief herabhängenden Zweige am Ufer, durch deren Laub der Mond hindurchblinnte. Die weiche Stimme des jungen Italieners erkählte von den kleinen Traktorien, die in seiner Heimat das Glück so manchen jungen Paares begründen hatten. „Wie würden die Foresteri in Echaron kommen, wenn solche bella Padrona ihnen den süßen Palerner Wein freudigste!“ flüsterete er, und Joes ließ das Köpfchen hüten, um ihre Verlobung nicht zu früh durch das Leuchten ihrer Augen zu verraten.

Als dann die Nacht sich auf das Goldene Horn herabsenkte und das junge Paar am Uai von Pera aussah, um Arm in Arm durch die stillen Strophen zurückzulehren, war Joes die Braut Bartolos.

Ein triumphierendes Rätseln umspielte die Lippen beider; sie sprachen von Liebe — aber Joes dachte an das gute Geschäft, das sie gemacht zu haben meinte, und Bartolo berechnete im Stillen, wie er die Leichtgläubigkeit des Mädchens am besten ausnützen könne.

Wenige Wochen später treffen wir Joes vor der Thür des Gesundheitshotels, wo sie ihrer zu einem Feste sich begebenden Herrin half, die schweren, schleppenden Gewänder in der Portierhäse unterzubringen, die sie wenige Augenblicke später davontrug, begleitet von den Kamoristen des Gebanden. Kautlos blickte dann die schlanke Gestalt der Griechin die mit Teppichen belegten Marmortufen hinauf, nachdem sie eine leise geflüsterte Verabredung mit Bartolo an der Thür der Portierloge getroffen hatte. Oben glitt ihr prüfender Blick über das leer stehende Vouboir der Geliebeterin, rasch entzündete sie die Gaslampe darin und verschwand dann in dem dahinstehenden Toilettenzimmer, wo bereits die kleine, unter ihrem Befehl stehende türkische Dienerin ihrer wartete.

„Schnell, Selma!“ lauteten die ungeduldig ihr zugerufenen Worte, „hole den Karton aus meinem Zimmer, der dort bereit steht!“

Und nun begann das puzfichtige Dämchen Toilette zu machen.

„Deut oder nie!“ murmelte sie vor sich hin, während sie alle kleinen Toilettenstücke, die sie der Herrin abgeliefert hatte, an sich selbst erprobte. „Wenn es kein Herz nicht unwiderstehlich bezaubert, wenn er mich in dem reizenden Hochzeitgewande vor sich sieht, das mich die ganzen Ersparnisse und so viel Fleiß der letzten Wochen gekostet, so erreiche ich nie mein Ziel bei ihm! Noch heute muß er den Hochzeitstag sehtzen, noch heute verprechen, das unsere Verlobung öffentlich wird.“

Dann brachte sie mit dem erhitzen Brenneisen leichte Wellen in dem dicht auf der Stirn aufliegenden, kurzen Haar hervor, griff nach dem gelblichen Puder, den die Lady selbst nur gebrauchte, wenn der Eindruck, den sie zu machen gedachte, ein ganz bezaubernd sein sollte, und wuschte mit den kleinen Eisenbüchsen, die sie dem kleinen Wäschtstetl entnahm, auch die geringsten Unregelmäßigkeiten an den geglätteten Nägeln der kleinen Hand zu entfernen.

Und nun legte sie das nach der neuesten Mode gearbeitete Kleid von weißer Brussa-Seide an, das Selma bewundernd dem Karton entnommen, und betrat nach einem schmerzlichen Blick in den großen Spiegel das Vouboir. Hier sah bereits in bewunderter Stellung Bartolo auf dem niedrigen kleinen Divan, in bläuliche Rauchwolken gehüllt, die den für die Götze seiner Herrschaft bestimmten Zigaretten entströmten.

Ein Laut der Bewunderung entfuhr seinen Lippen beim Eintritt der strahlend schönen Braut, und die nächsten Stunden konnte Joes genießen sein mit dem glühenden Verführer seiner Verehrung. Aber selbst nicht der jugendliche griechische Wein, den sie ihm aus dem Fächelt der Herrschaft reichte, brachte den schlauen Italiener zu der erhofften festen Bestimmung ihres Hochzeitstages; glatt wie ein Kal wuschte er allen Andeutungen zu entgehen.

Wenig die Falten des prächtigen Gewandes der Geliebten streichend, flüsterete er nur in bezauberndem Ton:

„Armer Fratello! Keine Vianda! Was würden beide darum geben, wenn ich schickliches Kleid, von solch künstlerischer Hand gefertigt, nur für kurze Zeit in ihren Händen wäre! Wie dankbar würde ich selbst sein und keine Bitte verlangen können berechnen, die dochberzig genug wäre, ihr eines Hochzeitskleid erst einer andern, weniger vom Glück Begünstigten zu borgen!“

Fraged blühte Joes dem Geliebten in die Augen, deren lauterer Ausdruck durch die halb geschlossenen Lider verborgen war.

„Das Kleid ist schön, nicht wahr, mon ami?“ fragte Joes. „Es ist von Seide und kostet die Höhe von drei Monaten! Aber ich habe es gern gekauft, damit du dich meiner nicht zu schämen brauchst, wenn endlich der Tag bestimmt . . .“

Eine Flut von Beteuerungen unterbrach die Anspielung. „Ich weiß, welches Glück für mich in der Zukunft liegt, cara mia!“ schloß Bartolo. „Es ist nur eine unbedeutsame Eigenschaft meines Herzens, das es sich nie voll und ganz des eignen Glückes erfreuen kann, solange es noch unbefriedigte Wünsche, traurige Gefühle um sich weiß!“ Und dann folgte eine ruhrende Erzählung von dem geliebten einzigen Bruder, der, als Tragoman ange stellt, seit Jahren die Tochter eines unbedeutenden Landmannes liebe, der in Pera einen kleinen Laden eröffnet habe.

„Jetzt sind die Hindernisse überwunden, morgen soll die Hochzeit sein, aber wie ärmlich, so ganz ohne den Ehr und die unachatschliche Grazie dieses Gewandes ist das schmucklose Kleidchen des Mädchens, das mein Bruder heimführen will! Wie würde meine ganze Familie dabeim in Sorrento, wie würde meine stolze Mutter, in deren Atern sogar edles venetianisches Blut fließt, entsetzt sein über das einfache Leinwandkleidchen Viandas, die meinen Bruder und sich morgen dem Gespött der Leute preisgeben wird!“ sprachte Bartolo mit lächelndem Tone.

Joes hatte mit halbgeöffnetem Munde und lebhaftem Mienenpiel gelächelt.

„Wie reich, wie gut ist Bartolo,“ dachte sie, „wie leicht wird er zu teilen sein, wenn ich nur erst seine Frau bin!“ Ob es dem Kleide wohl etwas schaden würde, wenn Vianda sich morgen darin trauen ließe mit dem Bruder Bartolos, von dem sie übrigens bis jetzt noch nie gehört hatte? Würde diese Bereitwilligkeit, sich der Familie gefällig zu zeigen,

nicht ihre eignen Pläne fördern, ihre Großmuth nicht endlich die ersehnte Befreiung des eignen Hochzeitstages herbeiführen?

Als Bartolo sich spät am Abend verabschiedete, den Karton mit dem wohlgepackten Kleide mit sich nehmend, blühte Joes ihm triumphierend nach: „Wenn er mit mein Eigentum zurückbringt, hat er gelagt, wird er eine große Bitte an mich richten! Eine Bitte, bei der er an meine Herzengüte und meinen Edelmut appellieren will! Was kann das anders sein als das längst von mir erwartete Wort? Worauf sollte sich seine Bitte beziehen, wenn nicht auf meinen eignen Hochzeitstag?“

Es war um die Mittagstunde des nächsten Tages, Joes, die wie fast alle Orientalinnen ihren Fuß und Schmutz nur anlegte, wenn sie sicher war, gesehen und bewundert zu werden, stand in diesem Anzuge in ihrem Zimmer, wie und da eine leiste Arbeit aufnehmen, meistens aber in träumerischer Ruhe vor sich hinstülzen; höchstens einmal erhob sie die Hand, um die unordentlich in die Stirn fallenden Haarsträhnen zurückzuführen.

Eine tote Mäse von blauer Veinwand fiel aber das unlabere weisse Unterleid; an den Füßen, die auf der Straße nur hohe Pariser Hadenstühle zeigten, standen heute ein Paar niedergegetretene Pantoffeln, mit denen sie nachlässig zur Thür schlüpfte, als sich dort ein leises Klopfen vernehmen ließ.

Ein verführtes, listiges Gesicht, umraht von frauen, absteigenden Haaren, blühte ihr halb verlegen, halb trotzig beim Öffnen entgegen.

„Du, Marmiton!“ rief Joes erstaunt, „was willst du hier zu dieser Stunde? Geht's nicht in der Küche Arbeit für dich, mon garçon? Ich will wirklich den Chef de cuisine oder Signor Bartolo bitten, dich mehr zu beschäftigen, damit du nicht Zeit hast, im Hause umherzuschleichen und die Damen zu belästigen!“

Der Mädchenjunge oder Marmiton, wie er in größeren Haushaltungen genannt wird, war ein lebhaftes Kind in Joes hochmüthiges Gesicht und sagte geringdächtig die Achseln. Die Griechin hatte ihn oft gekannt und beleidigt, indem sie seine kindlichen Huldigungen vor dem übrigen Hauspersonal lächerlich gemacht. Jetzt war die Stunde der Rache gekommen.

„Signor Bartolo?“ fragte er mit erkünsteltem Staunen, — „der wird heute schwerlich Zeit haben, auf Mad'nyells Klagen zu hören. Ich möchte eben Mad'nyelle Joes anbieten, in mein beiseitendes Zimmerchen zu kommen, dessen Fenster auf den Minijopolitargarten gehen, damit sie von dort wenigstens das glückliche Brautpaar auf dem Radewege zu sehen bekommt. Schade,“ fuhr er grinsend fort, während die kleinen Augen hochst leuchteten, „schade, daß Mad'nyelle den Jag nicht eben gesehen, wie er zur Trauung ging; Signor Bartolo so sein und schön, und seine Braut, das schönste Mädchen konstantinopels, mit einem sohabren Kleid von weißer Brussa-Seide, wie für eine Prinzess gearbeitet!“

Auf Joes Stirn lagerte eine Fornswohle, und plötzlich unterbrach sie die Beredsamkeit des Marmitons mit höhnlichem Lachen.

„Die Braut von Signor Bartolos Bruder meist du, mon garçon; ein andermal sperre die Augen an, wenn du Bericht erstatten willst, wer der Brautgämn gewesen!“ Damit mochte sie den Versuch, die Thür zu schließen, ungeduldig rufend: „Jetzt würde ich dir im Ernst rathen, zu deinen Nothtügen zurückzukehren, damit dich der Chef nicht an den Ohren faßt!“

Aber noch hatte der Marmiton seinen Vorrat von Bosheiten nicht erschöpft. Dunkel Rot floß über seine Züge, als er, den Fuß zwischen die Thür klemmend und so das Schließen derselben verhindernd, schnell ein Blatt Papier auf der Tafel legte und, es Joes dicht vor die Augen haltend, mit fast überstürzender Rede herausplotterte:

„Der Chef kommt vor der Dienststunde heut abend nicht zurück; hier ist meine Einladung zur Hochzeit des Signor Bartolo mit seiner Cousine, der schönen Vianda. Ich hand sie heute in meinem Zimmer, wohin ich die Kiste vom heutigen Dejeuner der Herrschaft tragen mußte; er scheint auf seine große Bewirung zu rechnen im Hause des Schwiegervaters meines Herrn Portiers. Sollte dem Mad'nyell Joes wirklich nichts davon missen?“ fuhr er mit verstellter Unschuld fort, als er die Augen der Griechin wie versteinert auf dem Malle ruhen sah. „Signor Bartolo hat doch heut dem ganzen Hause davon erzählt, wie großmüthig Mad'nyell ihr schönes Kleid seiner Braut gebozt hätte; er hat mich morgen früh zu sich bestellt, um es zurückzuholen, denn er hat heut keine Stelle hier gefündigt.“

„Ich künfte dem Schwiegervater in dem kleinen Geschäft zu helfen, und ich hoffe, von den Söhligkeiten des Hochzeitsdumantes wird . . .“

Weiter kam der geschwätzige Anabe nicht. Die Lärmung, die Joes erläh zu haben schien, war plötzlich geniden; mit kräftigem Stoß drängte sie den Unglücksboten zurück, und die Thür fiel hinter ihm ins Schloß.

Sie war allein mit ihrer Enttäuschung, ihrer Beschämung, ihrem Jern. Lassen wir einen Schiefer darüber fallen.

*) In Pera können Dienstboten von heute auf morgen ihren Dienst kündigen und verlassen.



Die kleine Holländerin. Nach dem Gemälde von P. Höcker.

Nach einer Skizze von F. C. Wittke in Wien.

Die Hungersteine.

Roman

von
Gertrud Franke-Schnevelbein.

(Fortsetzung.)

In jedem Lobe, das Hubert gesendet wurde, waren ihm, wie aus Drahtseil, eine Handvoll Feinde erwachsen. In der Presse zerstückelten sie sich die Köpfe um ihn. Aber was kümmerte ihn das? Es waren Begleiterfeindungen, Kreuze im Wasser, wenn man einen Stein hineingeworfen hat.

Überall wurden Weisungen angeboten. Die beiden Mädchen hatten sich ein paar Sträuße vor die Brust gesteckt. Es duftete, als wenn der Frühling mit ihnen ginge.

Nedem war's, als sei heut ein ganz besonderer Glückstag. Wer noch etwas zu hoffen hat, besorgt es gewiß an so einem weichen, verheißungsvollen Frühlingstag am eifrigsten. Alten und Kranken schleichen sich längst vergessene Träume in die Brust. Und nun junge Menschen!

Dazu das phantastische Getier, das nach der langen Winterkautur sich draußen freute und allerlei tolle Sprünge machte! Sogar über die vorstulischen Stöße schien eine beweglichere Heiterkeit gekommen. Skafas und Papageien schaukelten sich schwäbend und freischend in ihren Ringen, und die Affen, diese Herkules der Natur, gaben die wilden Besatzbäume und Geimastern zum besten.

Kläre war in hellem Entzücken. Sie lief von einem Stütz zum andern und ließ niemand zu Atem kommen. Keine Spur von Sentimentalität war in diesem frohstrotzenden, frischen Geschöpf. Aber sie schien feinere Sinne zu haben für die Tierwelt, ein tieferes, mitfühlenderes, warmerherigeres Verständnis als andre. „Das ist mein einziges Talent, Papa,“ sagte sie, als Bergbauer sie darum neckte.

Und dann entsetzte sie plötzlich in einem riesigen Pavillon, der wunderbar auf der Erde taumelte und blinzelnd, mit tiefstem, feierlichstem Ernst an einer Mähe knabberte, eine Aehnlichkeit, die sie ihrem Vater ins Ohr flücherte.

„Gott sei Dank!“ rief er lachend, „dass wir den Tappert nicht mit haben.“

Niemand bemerkte, oder wollte es bemerken, daß Charlotte ernster und stiller war, als gewöhnlich. Es schien ein Dorn über ihr zu liegen, aus dem sie sich manchmal gewaltsam herandrückte. Aber die künstlich emporgeschraubte Stimmung hielt nicht vor. Und so war ein ewiges Auf und Ab in ihrem Wesen, das den stärksten Gegensatz zu Huberts gleichmäßig guter Laune bildete.

Er wandte sich auch immer wieder an Charlotte und machte gar kein Hehl daraus, daß sie für ihn die Hauptperson sei. Und dies geschah nicht mit der Absichtlichkeit des Courtiniers, der Galanterie des Liebhabers, der zwischen Furcht und Hoffnung schwelt. Nein, in seinem ruhigen, zielbewußten Ernst lag eine so hohe Achtung, eine so kameradschaftliche, zartfühlende Liebe, wie sie ihr noch kein Mann entgegengebracht hatte.

Und so war er gleich am ersten Tag gewesen, nachdem sie sich zwei Jahre nicht gesehen hatten. Es hatte Charlotte sehr überrascht, ja ihren Stolz heftig gekränkt.

Als wenn es gar nichts gäbe in seinem Leben, das sie — nach ihren strengen Begriffen — auf immer trennte!

Er ahnte ja nicht, was sie damals in aller Stille mit sich selbst abgemacht hatte. Ein Mensch, zu dem sie emporgesehen hatte, der ihr geistig so nahe stand, war eben auch nur — ein Mensch.

In ihrer kühlen Höhe gab es nicht den leisensten Schauer eines sinnlichen Triebes. Ihr von der Liebe noch nicht verklärtes Mädchenempfinden schreckte vor den dunkeln Mysterien zurück, die überall so geheimnisvoll durchs Leben spukten und deren Macht sie grenzenlos empfand.

Damals schien's ihr, als hätte ihr ganzes Dasein einen Stolz bekommen, aus seiner Holzen, hellen, heitern Wahn heraus in dunkle, häßliche Nebenwege. Und wie alle Geschöpfe, die mehr mit Geist und Nerven leben als mit den Sinnen, wurde sie auch

in ihrem Körperlichen viel tiefer getroffen, als die treibende Lebenskraft erlähnte. Sie hatte alle erigrecht durch ihren plötzlichen Verfall. Aber Bergbauer hatte das beste Mittel gefunden, sie aus ihren heimlichen Grübeleien herauszureißen.

„Gott sei Dank,“ dachte er, als er sah, wie sie mit ganzer Seele bei der Kunst war, das hat sie untergeleitet.“ Er war stolz über ihre Fortschritte. Die Veranlassung zu der Reise trat allmählich bei ihm so ganz in den Hintergrund, daß er, leichtsinnig und optimistisch wie immer, auf der Rückreise unbedenklich seinen berüht gewordenen Schützling wieder aufsuchte.

Charlotte hatte mit keinem Wort dagegen gesprochen, ihn ganz sicher gemacht. Erst als Hubert anfing, Charlotte anzudeuten, ja unzweifelhaft als „Bewerber“ auftrat, wurde ihm die Sache fatal. Er begann die Liebesgeschichte als eine Art Patience anzusehen, bei der kein Mensch im voraus wissen konnte, ob sie aufgehen würde.

Es wurde schon um sieben Uhr dunkel, und daran merkte man, daß man noch nicht wirklich im Mai war. Auch machte sich die weiche, ermüdende Wirkung der Frühlingsluft allmählich bemerkbar. Jeder setzte sich nach einem Nickerchen und nach einer Stärkung. Die Wege wurden leer, die Terrasse füllte sich.

Die kleine Bergbauerische Gesellschaft hatte aber nicht Lust, sich unter die Menge zu mischen, wo man kein Wort reden konnte, das nicht von neugierigen Ohren aufgefangen wurde. Auch war's noch so milde, daß sie ganz gut im Freien bleiben konnten.

Die Musik drang gedämpft bis herüber. Vor ihnen lag der See, um den phantastische Wasserdügel folierten oder, den Kopf unter die Fingel gesteckt, in sonderbaren Stellungen schliefen. Schwarze und weiße Schwäne zogen langsam ihre Kreise. Die Laternen spiegelten sich, und lange Lichtstreifen zitterten über die leichtgekrümelte dunstige Oberfläche hin. Charlotte war jetzt ganz verstimmt. Ihre Schweigsamkeit, die keiner von der kleinen Gesellschaft auf die Dauer ignorieren konnte, schien auch Hubert allmählich um seine gute Laune zu bringen. Vorübergehend machte er ein ernstes Gesicht. Aber Kläres Munterkeit, die in demselben Grade wuchs, als die ihrer Schwester abnahm, hielt die allgemeine Stimmung auf der Höhe.

„Lolo,“ sagte Bergbauer endlich, „ich weiß nicht, ist das von den Laternen, oder friert dich? Du siehst so blaß aus.“

Lolo schauerte heftig zusammen. „Es wird doch ein bißchen kühl,“ sagte sie und drehte den Kopf, daß ihr Gesicht in den Schatten kam.

„Sehn wir hinein,“ rief Kläre, der es hier nun doch einsam wurde.

„Nein, dann lieber nach Hause.“

„O!“ rief Kläre langgedehnt, und auch Bergbauer sagte bedauernd: „Es ist noch so schön draußen, Kinder.“

Hubert beugte sich zu Charlotte hinüber. Wenn sie bis jetzt noch bezweifelt hätte, daß Hubert Schwarz sie schlecht und recht — liebte, nach diesem vollen warmen Blick, mit dem er ihre Augen suchte, konnte sie's nicht mehr.

„Darf ich Ihnen meinen Mantel anbieten, gnädiges Fräulein?“ fragte er. So weich und zärtlich, als hätte er sie in Watte wickeln mögen, damit kein rauhes Lüftchen sie trafe. Und dabei legte er auch schon mit sorgfamer Hand seinen Lieberzieher um ihre Schultern.

Aber Charlotte zuckte unter der Berührung so heftig zusammen, daß Hubert betroffen innehielt. „Nein, ich danke,“ stammelte sie verwirrt. Sie war wie mit Blut übergossen. Bergbauer und Kläre, die ein solches Wesen gar nicht an ihr kannten, sahen sie erstaunt und mißbilligend an.

Hubert Schwarz aber nahm mit finstrier Miene das verschmählte Kleidungsstück wieder an sich und legte es hinter sich auf die Stuhllehne.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er kalt, „ich wachte gar nicht, daß Sie die Abhärtungstheorie so auf die Spitze treiben.“

„Sie treibt alles auf die Spitze,“ brummte Bergbauer unzufrieden. Diese Launen waren ihm grenzlich. „Und hat morgen womöglich was weg,“ meinte Kläre. „Und dann können wir alle zu Hause sitzen

und ihr Kamillentee kochen. Oder kalte Umschläge machen. Papa ist ja immer für Eis.“

Lotte war aufgestanden. Es war Hubert, als hätte er Tränen in ihren Augen gesehn. „Ich laufe ein bißchen herum,“ sagte sie schnell. „Kalte Füße. Aber wir ist gleich wieder warm.“

Als sie ein Stückchen hineingerannt war in einen dunkeln Weg, hörte sie ihres Vaters Stimme hinter sich: „Warte, ich geh' mit.“

Sie stand still. Es war gut, daß es hier fast ganz dunkel war. Sie fuhr sich rasch mit dem Taschentuch über die Augen und schludte ein paar mal. „Kann dich doch nicht allein laufen lassen, Mädel,“ sagte er, als er sie erreicht hatte. Und er legte ihren Arm in den seinen. „Nun sag mal, was sind denn das für Geschichten?“ fragte er dann.

Ihr Herz schlug heftig gegen seinen Arm. An ihrem Arme hörte er, daß sie geweint hatte. Sie, seine Klinge, tapfere, selbständige Lotte, die immer so stolz und fest auf ihren Füßen gestanden und alle fremde Miße verschmäht hatte. Und jetzt legte sie auch noch ihren Kopf gegen seine Schulter, wie ein ratloses, dummes Kind. „Ach, Papa,“ sagte sie mit schwerer Stimme. Und wieder schauerte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Kind, das sind — nimm mir's nicht übel — Dummheiten. Oder vielleicht Kannen? Das würde mich bei dir wundern.“

„Nein, Kannen nicht. Es sitzt viel, viel tiefer.“

„Na, dann sag's.“

„Das kann ich nicht, Papa. Aber seit wir wieder in Berlin sind, hab' ich keine Nacht ordentlich geschlafen. . . darum. . . Ich kann es einfach nicht begreifen — und wenn ich hundert Jahre alt werde.“

„Was denn? Reinst du die alte Liebesgeschichte von dem Schwarz?“

Sie nickte. Dann atmete sie plötzlich wieder so laut, als verbrisse sie von neuem die Tränen.

„Gott, Kind — die laß begraben sein.“

„Begraben?“ Sie wurde leidenschaftlich. „Und wenn sie noch lebt? Und dabei. . . nicht wahr, Papa, ich irre mich doch nicht?“

„Dabei macht er mir den Hof, als wenn's ihm heiliger Ernst wäre.“

„Kind,“ sagte Bergbauer beinahe feierlich, „es ist ihm heiliger Ernst. Verlaß dich drauf.“

Sie stammte auf. „Aber wie kann er! Was denkt er von mir!“ Und sie blieb stehen und suchte ihrem Vater ins Gesicht zu sehn. Das war ganz ruhig. Gar nicht, als wenn sich's um „fürchterliche“ Dinge handelte. Sogar ein Lächeln lag ihm auf den Lippen.

„Vielleicht denkt er, daß du groß genug bist, ihm eine Jugendthorheit nicht nachzutragen.“

Sie blieb eine ganze Weile stumm und starr. „Du nimmst es ja sehr leicht,“ sagte sie endlich, ungläubig und bitter.

„Kind,“ meinte er beschwichtigend, „es übertrifft mich einzuermahnen, daß du so hart, so spießbürgerlich moralisch. . . du — als Künstlerin. . . und bist so weit herangekommen in der Welt.“

„Was hat das damit zu thun?“ rief sie glühend. Sie dauerte ihn in innerster Seele. An ihrer tiefen Verführung merkte er, wie viel Hubert Schwarz ihr war und wie sie litt bei dem Gedanken, ihn verachten zu müssen.

Was wußte dies Mädchen von den Verführungen des Mannes, von den herrschenden Anschauungen, von der weitherigen Toleranz, die sich und andern lächelnd verzeiht! Und schonend und zartfühlend, aber voll Offenheit, schilderte er ihr diese dunkle Seite unsers Kulturlebens. Er konnte es ihr nicht ersparen. Sie mußte sich damit abfinden, wie mit vielen andern häßlichen Dingen, über die wir hinwegkommen müssen.

„Ich glaube, Kind, wenn du dir unre Männer so genau unters Mikroskop nimmst — in dem Punkt wirst du nicht viel Nützliches zu Tage bringen,“ schloß er. „Der alte abgedroschene Satz von der Ewigkeit, die die Liebe im Leben des Mannes sein soll, hat in gewissen Sinne — aber verkehrt mich recht, Kind, nur in diesem noch immer seine Bedeutung.“

„Nenn es nicht Liebe, Vater!“ rief sie. Und wie ein Bergweissungsschrei kam es aus ihrer Brust. „Nicht Liebe, Vater! Entweder das Wort nicht!“

„Nein,“ sagte Bergbauer kühl, voll Ernst und tröstend, „ich thu's auch nicht. Ich will bloß sagen: ein Mensch, wie der Schwarz, der wirft so eine

„Ephode“ von sich, wie einen alten Ros. Gottlob, daß der nicht an ihm festgeschmiedet ist und ihn am Wachsen hindern kann... Und nun, mein altes verhängnisvolles Mädchen, beruhige dich. Und verdamme mir den braven Kerl, den Schwarz, nicht bis in den Abgrund der Hölle.“

Sie schloß und sann und sann, während er seine Anschauungen — die freisinnigen, weitherzigen Anschauungen des Weltmannes, der der Jugend gern ihr Recht läßt — weiter entwickelte.

„Und doch begreif' ich's nicht, Vater!“ rief sie endlich aus schweren, dumpfen Gedanken heraus. „Der einen Lumpen Lumpy nennt, wird bestraft. Wer einem reichen Mann ein paar Mark nimmt, wer verkauft, betrügt, oder einen andern im geringsten benachtheiligt —“

„Wird verdammt. Natürlich.“

„Und kein anständiger Mensch will mehr mit ihm zu thun haben.“

Er nickte. Sie sollte sich mal ordentlich Luft machen.

„Und wenn ein Mann einen andern Mann bloß scharf ansieht, oder stößt ihn zufällig, oder tritt ihm auf die Fehentypen, das ist eine Ehrenkränkung“ und kann nur mit Blut wieder abgewaschen werden.“

„Ganz recht,“ brummte er.

„Wenn aber einer ein Mädchen um ihren guten Namen bringt — nicht bloß um so eine eingebildete Ehre, die schon von einem schiefen Blick alle wird — nein, ihre wirkliche, bürgerliche Ehre, ihr Ansehen vor der Welt und — schlimmer noch, vor sich selbst... wer so ein armes Geschöpf hinabstößt in den Staub, ihr ganzes Leben behubelt und zunichte macht — dem wird kein Hühchen gekrümmt? Der geht krank und frei herum? Und wenn es wirklich so ist, wie du sagst, so kann einer, der das Glück und das Leben von einem halben Duzend Frauen auf dem Gewissen hat, doch ein höchst achtbarer und einflußreicher Mann sein? Vater, um alles in der Welt, wie ist denn das möglich?“

Der Sohn einer Patrone, der sich durch das Duschweil verirrte, fiel auf ihr blaßes Gesicht. Es war, als sähe sie in einem Abgrund hinab, so voll Grauen und Abscheu war ihr Blick — so rutilos und verwirrt, als fürchte sie, im nächsten Augenblick den Boden unter den Füßen zu verlieren.

„Das ist ja doch schlimmer als alles,“ murmelte sie dann. „Einen tothschlag — das ist ja noch barmherzig. Der Toke fühlt ja nichts mehr. Aber weiterleben müssen... beschimpft, verachtet... Vater!“ fuhr sie ganz leise fort, „und diese Allerwidrigsten, die ich schon gar nicht mehr Weib nennen kann... Gott im Himmel! Das sind doch auch mal fröhe, unschuldige Kinder gewesen!“

„Kind,“ sagte er ruhig überlegen, „denkst du denn, daß alle Frauen wie du sind?“

Sie sah auf, betroffen, sehr nachdenklich. Es fiel ihm etwas ein. Sie hatten in Paris zusammen die „Ehre“ gefehlt. Darauf wies er sie hin: „Siehst du, die kleine angefressene, miserabile Kröte aus dem Hinterhaus, die ist echt, die ist nach dem Leben gezeichnet. Und die Alte in ihrer nothen Verderbtheit, die das Salz dem Kaiser förmlich in die Arme treibt — siehst du, Kind, das sind so die steifsten des Begriffs Weib.“

Er hatte ihren Arm genommen und fühlte, daß sie leise zitterte. „Vater,“ murmelte sie, „das — nein, das...“

„Das kennst du nicht, nein,“ sagte er ernst und nachdrücklich. „Aber geh mal auf die Gasse, wenn die Mädchen aus den Fabriken kommen — Oder nein. Thu's nicht. Du wirst das nie wieder los. Glaub lieber deinem Vater aufs Wort. Wenn's uns nicht so leicht gemacht würde, zu sündigen, mein Kind... Und auch, ihr glücklichen Geschöpfe, nicht auch die leiste Versuchung erspart bleibe —“

Statt aller Antwort nahm sie seine Hand und drückte leidenschaftlich ihre Lippen darauf. Das war wie Erlösung! Wie ein Keiten sprang es von ihrem Herzen, das auf einmal wieder leichter und freier schlug. Etwas, das ihn entschuldigte! Sie griff danach mit allen Fasern ihrer Seele. Sie klammerte sich daran, als könne es ihr Rettung bringen aus all den Wirren, Kämpfen und Kämpfen, mit denen sie sich Tag und Nacht abgemüht hatte.

Es gab etwas, das diese ihr so unbegreifliche Sünde des geliebten Mannes kleiner machte!

„Also ist's wirklich wahr, Papa? Es giebt so etwas, schon von Natur Schlechtes, um das es nicht weiter schade ist?“ fragte sie. Es war wie ein Aufatmen in ihrer Stimme, eine leise, ferne Hoffnung. „Kind, es giebt allerlei. Ich will nicht bloß sagen: bei euch. Im Gegentheil. Was wir Männer aus euch machen, das seid ihr. Denn bis jetzt ist das Weib ja noch nichts von sich aus. Aber du weißt, ich glaube an die Zukunft.“

„Ich — auch —“ flüsterte sie. „Fehler sind haben und dräben. Ein Wust von Dummheit, Gemeinheit, Grausamkeit. Aber die Dummheit ist die schlimmste unter ihnen. Und darum mein' ich: vergehen! Einer dem andern. Zu verzeihen suchen. Nicht den Fall an sich, sondern aus dem Ganzen heraus, den Anschauungen der Zeit, beurteilen. Probier's mal. Ist ja nicht so schwer.“

„Ja, das will ich,“ sagte sie mutiger. „Dann wirst du vielleicht einsehen, daß mit dem pharisäischen Verdammen nichts gethan ist —“

„Liebet Vater,“ murmelte sie beschämt. „Und daß es noch etwas auf der Welt giebt, das alle Dummheit und Schlechtigkeit millionenmal wieder gutmacht. So. Nun weißt du Bescheid. Das mußte mal gesagt sein. Diesen Teil meiner Mutterpflichten hatte ich leider bisher vernachlässigt. Na, du bist mein vernünftiges Mädchen. Du hast volle Freiheit. Aber wenn du meine Meinung wissen willst: ich achte den Hubertus.“

Als sie endlich an den Tisch zurückkehrten, wurden sie von Klären mit einem höflichen Gesicht empfangen. „Ihr seid ja lange gelieben! Ich habe all meine Lebenswürdigkeit aufstehen müssen, um Herrn Schwarz zu unterhalten.“

Letzte sah mit einem schellen Blick, daß Hubert tief verstimmt war. Sie erschrak.

„Berühmte Dichter darf man doch nicht so rüchichtslos behandeln,“ sagte Kläre schelmisch hinzu. „Entschuldigend Sie, lieber Schwarz,“ sagte Bergbauer, Hubert freundschaftlich auf die Schulter klopfend. „Aber wir mußten einen tüchtigen Dauerlauf machen, ehe ich mein leidenschaftliches Mädchen wieder in die richtige Temperatur kriegte.“

Hubert vernichtete sich schweigend. Er war ersichtlich beleidigt. Bergbauers Gewandtheit aber ging leicht über den ersten peinlichen Moment fort, und bald war die Unterhaltung wieder im Gange.

Nur Charlotte vermochte noch nicht so schnell gleichgültige und scherzhafte Dinge zu reden. Ihr war so seltsam zu Mut, ganz im Innersten aufgerüttelt, wie nach einem tiefen und aufregenden Buch, das ihr ein neues, wunderbares Weltbild gezeigt hatte. Oder wie in ihrer Konfirmationszeit, wenn der alte gute Pastor ihr und den andern jungen Dingen so recht eindringlich ins Herz geredet hatte. Dann hätte sie auch hingehen mögen und Gutes thun und sich aufopfern, ohne an sich zu denken.

So fromm und reuevoll, so sehnlich war ihr jetzt zu Sinne. Sie hätte Hubert sagen mögen: vergieb mir alle die harten, häßlichen Gedanken, mit denen ich dich gekränkt habe. Oder sie hätte ihm wenigstens zeigen mögen, wenn auch nur durch einen Blick, wie leid es ihr that.

Aber er beachtete sie so wenig, als es eben noch anging, ohne unhöflich zu sein. Ihr Herz sonst tiefer und tiefer. Vielleicht — vielleicht war's aus. Und nun kam auf einmal eine Angst über sie, als sollte ihr Herz stillstehen. In dem Augenblick, da sie ihn zu verlieren fürchtete, kam's ihr voll zum Bewußtsein, daß ihr das Leben ohne ihn unenträglich sein würde.

Ihr Vater, der sie verstohlen beobachtete, bemerkte den stillen Kampf in ihrem Innern. Er mahnte zum Ausbruch, und alle waren bereit.

In Charlotten war inzwischen ein heroischer Entschluß gereift. Es half nichts. Sie mußte den ersten Schritt thun, um ihn wieder zu verfühnen.

Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie sagte: „Wollen Sie mir jetzt Ihren Mantel geben? — Nicht wahr, Sie brauchen ihn nicht selbst?“

Es war, als traue er seinen Ohren nicht. Dann ging eine starke Veränderung in seinem Gesicht vor. „Mit tausend Freuden!“ rief er. Und ein solcher

Hubel lag in seiner Stimme, daß es Charlotte mit einem tiefen Blick durchzitterte.

Eine süße Wärme drang ihr durch den ganzen Körper, als er ihr die schwebende Hülle sorgsam um die Schultern legte. Ihre klugen Augen, sonst sprühend oder kalt, waren weich und träumerisch. Und als er, neben ihr bleibend, ihr den Arm bot, legte sie den ihren ohne Zögern hinein.

So gingen sie zusammen durch den Park, Bergbauer und Kläre als zweites Paar in einiger Entfernung hinter ihnen.

Letzte hatte nicht die kurzen, trippelnden Schrittden der Frauen, die sich mit allerlei kleinlichen Arbeiten wichtig thun und immer unruhig und eilig sind. Sie ging so schön und gleichmäßig, wie einer, der ein fernes, großes Ziel vor Augen hat und weiß, daß Eile ihm nichts nützt.

Zum erstenmal empfand Hubert, wie schön auch ihr Gang sich aneinander schmiegte. Die tiefe Harmonie ihrer beiden Naturen kam ihm darin zum Ausdruck.

„Fräulein Charlotte,“ begann er, als sie den andern aus Hörweite waren und schon das Portal des Gartens vor ihnen aufstauete, „ich habe Ihnen etwas zu sagen. Darf ich?“

Sie erschrak, obgleich sie derartiges erwartet hatte. Aber nein, um Gottes willen, noch war sie innerlich nicht so weit. „Bitte, nein,“ rief sie, „heut noch nicht!“

Da drückte er ihren Arm. „Ich danke Ihnen, Charlotte.“

Ein paar Tage gingen noch so hin. Seltsam unruhig, glückliche Tage für Kotte. Sie hatte an sich selber immer die größten Ueberraschungen erlebt. Aber jetzt wurde sie sich ein förmliches Wunder.

Solange sie nur den Kameraden im Manne gesehen hatte, war sie vollkommen unbefangenen geblieben. Ein Händedruck, eine Berührung, sich fügen, helfen lassen von den härteren Händen, lieber Gott, das war etwas ganz Harmloses, Gleichgültiges, Selbstverständliches gewesen.

Das war auf einmal anders geworden, seit sie Hubert wiedergesehen hatte. Die Berührung seiner Hände, dieser mageren, charaktervollen, gleichmäßigen Hände, die für ihr Künstlerauge eine Bönne waren, ließ sie in einer peinlichen Scheu zurückbeben. Seine Nähe, seine warmen Blicke, alle die kleinen Zeichen seiner Neigung stößten ihr heimlichen Schander ein. Es wehrte sich etwas in ihr mit allen Kräften gegen die Macht, die er auf sie ausübte begann.

Und nun auf einmal war all ihr Widerstand gebrochen. Was war mit ihr geschehen? Sie seufzte sich nach Färllichkeit, nach seiner Nähe, nach seinen Blicken. Und einmal, als er über ein Buch gebognt sah und sein kräftiges Profil sich von der dunkeln Wand abhob, erfasste sie ein unheimliches Verlangen, ihn zu küssen.

Sie konnte sich selbst nicht mehr. Frühlingsgewaltig brach es aus ihr hervor. „Neue Freuden, neue Schmerzen.“ Wie sah das Leben! Wie geschwellt von Hoffnungen! Und wenn sie sich erfüllten! —

Das Weib in ihr, das so lange zurückgebrängt war, wollte erwachen. Und wenn sie dann in all ihrem neuen nebelhaften Glück zurückdachte an die Klämpfe, die sie durchgemacht hatte, so verhärtete sich ihr Herz gegen die fremde Frau, der sie Schuld daran gab. Ein stiller Haß, eine leise Verachtung gegen die „Verführerin“ blieb als Bodenlag in ihrer Seele liegen. Huberts Fehler aber wog leichter und leichter.

Eines Tages, als sie wieder allein waren, nahm Hubert ihre Hand. „Fräulein Charlotte, darf ich nun sprechen?“

Sie nickte in einer thörichtigen und doch seligen Bangigkeit.

Er begann von seiner Vergangenheit. „Ich schulde Ihnen ein volles Bekenntnis, Fräulein Charlotte.“

Sie streckte abwehrend die Hand aus: „Nein, nein!“

„Aber Charlotte!“

„Bitte, bitte!“ rief sie und stand ganz rührend vor ihm in ihrer mädchenhaften Scheu, aus seinem Munde etwas Peinliches zu hören.

„Ja — aber,“ sagte er, rutilos hin und hergehend, „ich kann es nicht verantworten. Sie in Unwissenheit zu lassen über Dinge —“



Kunstler und Pörcde. Das von Gemälde von Rudolf Cichardl.

„Ich weiß, ich weiß!“ rief sie hastig, auf siefließe genügt. „Ich will nichts wissen!“
 Er blinnte voll Bewunderung in ihr Gesicht. „Mißverstehen wir uns nicht, Charlotte,“ sagte er mit fast feierlichem Ernst, ja bewegt, wie sie ihn nie gesehen, „es handelt sich für mich um mehr, als bloß darum, Ihnen eine alte Geschichte aufzufischen.“

„Mein Gott,“ rief sie, „ich vertraue Ihnen ja!“
 Er ergriß ihre Hände, wie überwältigt von Glück, und drückte erst die eine, dann die andre an seine Rippen. Aber seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn sich nicht begnügen mit ihren Worten.

„Sie wissen, es hat jahrelang zwischen uns gestanden wie ein Gespenst. Und Gespenster muß man anrufen, wenn sie verschwinden sollen. Der Mann, dem Sie — nicht wahr, ich habe Sie doch recht verstanden? — das höchste Glück seines Lebens genießen wollen, darf Ihnen kein Fremder sein.“

„Ich weiß einen Ausweg,“ sagte sie, auf Bergbauer deutend, der auf sie zugehritten kam, „sagen Sie's meinem Vater, wenn's nun doch einmal gesagt werden muß.“

Aber ihr war doch seltsam bekommen, wenn sie an den Ernst dachte, mit dem er die geheimnisvolle Sache behandelt hatte. Es kommt doch vielleicht viel Schlimmeres zum Vorschein, als ich mir vorstellen kann,“ sagte sie sich.

Und dann fielen ihr allerhand lässliche Zeitungs-geschichten ein, von rachsüchtigen Matressen, die die Trauung des Geliebten gefürd, Standal gemacht, Vitriollatentate ausgeübt hatten.

Die ganze herrliche Fahrt durch den knospenden Tiergarten nach Charlottenburg wäre ihr dadurch verdorben worden, wenn nicht Hubert ihr gegenüber gesessen hätte. Seine ermutigenden Worte, sein frisches, männliches Wesen und die tiefe Glückseligkeit, die ihm immer wieder aus den Augen schlug, beruhigten sie endlich. Und nun genoss sie den seltenen Zauber dieses einzigen Tages.

Nach war sie nicht die Seine. Aber morgen vielleicht... Und alles war Spannung und Erwartung in ihr.

Als sie sich am Abend vor dem Kaiserhofe von Hubert Schwarz trennten, küßte dieser Charlotten die Hand. „Morgen,“ sagte er dabei voll Zuversicht. Kläre ruhete droben all' ihre stürmische Lebensfreude in Chopinschen Walzern aus. Derweil trat Lotte auf den kleinen Balkon hinaus und blickte auf die Baumgipfel des Wilhelmplatzes, auf die Rosen-schägen und das Buchwerk hinauf, das im Laternen-schein grünlich schimmerte.

Als sie ihres Vaters kräftigen Schritt sich der Thüre nähern hörte, begann ihr Herz zu schlagen, als sollte sie erküden.

Sie wußte, die beiden Männer hatten eine lange Unterredung gehabt im Charlottenburger Schlossgarten. Bergbauer zog sich einen Stuhl heran.

„Ann, Lolo,“ sagte er ruhig, „der Schwarz hat mir reinen Wein eingeeicht. Mit bestem Gewissen sag' ich dir: nimm ihn, wenn du ihn magst.“

Lotte drückte unwillkürlich die Hände auf die Brust. Aber sie schwieg und sah ihren Vater nur mit großen Augen an.

„Es ist eine ganz brave Person, einfach und bescheiden, an Bildung natürlich tief unter ihm stehend. Sie hat ihn gern gehabt, schon als er noch Student war. Und als er krank war und ganz verlassen dalag, ist sie zu ihm gereist und hat ihn gesund gepflegt. Hat auch, als es ihm schlecht ging, ganz brav und freundschaftlich für ihn gesorgt. Und aus Dankbarkeit... und... na, man kann sich ja denken... zwei so arme Teufel, die weiter nichts vom Leben haben... und so ist es denn gekommen, wie es zu kommen pflegt.“

„Vater,“ sagte Charlotte dringend und richtete ihre großen brennenden Augen auf ihres Vaters Gesicht, „sie soll es gut haben, die Frau. Ich will für sie sorgen. Es soll ihr nichts fehlen. Aber du, du mußt das alles thun. Ich — nein, ich kann nicht.“

„Selbstverständlich,“ meinte Bergbauer. „Das hab' ich auch schon abgemacht mit dem Schwarz. Und das Kind — es ist auch ein Kind da — ein kleines Mädchen.“

Charlotte sah ihren Vater starr an.
 Ein Kind? — Und auf einmal stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie schluchzte laut auf,

Dann fuhr sie schnell mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Gut,“ sagte sie fest und mit einer stillen Größe, die ihn heftig rührte, „auch für das Kind, für sein Kind, Vater, will ich gern sorgen. Ich will es erziehen lassen. Nicht wahr, Vater, du siehst dich um. Und daß es bald in ein gutes Haus kommt... und nur Gutes sieht.“

Bergbauer zuckte die Achseln.
 „Das, mein Kind... die Frau will sich nicht trennen... der Schwarz hatte es ihr schon vorge-schlagen. Na, aber so was findet sich. Die Haupt-sache ist: da vermagst dich drüber wegzusetzen?“

„Ja, Vater.“
 „Und traust dir zu — es könnten ja noch aller-hand unliebsame Verwickelungen...?“

„Alles, Vater. Ich hab' ihn ja lieb.“
 „Gut. Abgemacht. Ich schreib' ihm noch eine Zeile, damit er nicht noch die Nacht in der schenks-lischen Ungevißheit zubringt.“

Er zog sie mit sich ins Zimmer, das noch immer von rauchenden Chopinsklängen erfüllt war.
 „Und nun, mein liebes Kind,“ sagte er und drückte sie an seine Brust, „nimm meine Glückwünsche.“

Er war bewegt. Es schimmerte feucht in seinen Augen. „Ein erster Schritt! Und anders, als ich ihn mir von dir vorgelesen hatte. Wäg' er dir zum Segen werden, mein Kind!“

Kläre ließ ihre geschmeidigen Hände von den Tasten sinken und sah über die Schulter weg erstraut auf die Gruppe.

„Mein Gott, was fährt ihr denn da für Szenen an in aller Nacht?“

Der erste Abschied, nachdem sie sich eben erst fürs Leben gefunden hatten.

Charlotte sah am Fenster des Coupés und blickte umflorten Auges auf die letzten Ausläufer der großen Stadt. Das sanfte alles an ihr vorüber, die Straßen, die immer lässlicher und ärmlicher wurden, trotz der himmelhohen Häuser, der Neuhüt, der Unfertigkeit, die bei manchen schon wieder die Spuren des Ver-falles trug. Dann wurde es freier, Lands- und Gartenreden wechselten mit Fabriken, Lager- und Holzplätzen — einzelne Häuser, weit vorgehobene Posten, standen da und verloren. Es kamen Vor-orte, bescheidene Dörfer, Villenkolonien, märkische Tammewälder, Wasser — unabsehbar dehnte sich die Ebene. Der Himmel war so groß und hell mit seinem klaren Blau und den weißen, langgestreckten Wolken.

Und endlich war es nicht mehr Berlin, die Heim-ut des geliebten Mannes, ihre eigene künftige Heimat. Und Charlotte lehnte sich in die Kissen zurück und verfuhte gleichmäßig auszuweichen. Es war aber ein unablässiges Wechseln von Hell und Dunkel in ihr.
 „Das soll nun Glück sein!“ dachte sie leiden-schaftlich. Das Herz brannte ihr vor Stammer. Alle junge Brautfreude hatte sie bei ihm gelassen, und es kam ihr vor, als müßte sie verschmachten bis zum Wiedersehen.

In zwei Monaten schon sollten sie heiraten. Bergbauer, der sein Freund von langen Verlobungen war, hatte darauf bestanden. „Soll sie mir erst wieder zusammenschlappen, wie damals, vor zwei Jahren?“ hatte er gefragt. „Sie hat nicht viel zuzusetzen: le sou sacré, zu deutsch: der Malteufel, denn sie mit Leib und Seele ergeben war, hat an ihrem Leiblichen gezehrt.“

Die wirtschaftliche Frage, die dem gewissenhaften Hubert viel Kopfschmerzen machte, behandelte der Konsul in seiner großartigen Weise.

„Ich werd' mein Mädel doch nicht wie 'ne Kirchenmaus in die Ehe geben lassen. Abhängigkeit der Frau führt zur Sklaverei. Eine wahrhaft glück-sliche Ehe setzt Freiheit und Selbstständigkeit auf beiden Seiten voraus. Für dich selber, Hubertus, wirst du ja genug haben.“

So war der große Entschluß zur Reise gekommen, und da der Konsul dringend zu Hans gebraucht wurde, hatten die Brautleute sich nur zu schnell wieder trennen müssen.

Bergbauer und Kläre saßen am andern Ende des Coupés und sprachen halblaut miteinander. Da die Mitreisenden schon nach einigen Stationen aus-gestiegen waren, konnten sie ganz ungeniert plaudern.

Bergbauer hatte schon mehrmals vorübergehend ein etwas bedrücktes Gesicht gemacht und sich wie in

Verlegenheit hinterm Ohr gekraut. Kläre, die ihn beobachtete, lachte plötzlich auf.

„Papa,“ stöhnte sie schelmisch, sich zu ihm hin-überbeugend, „hast du Bange?“

Er nickte und nick einen Zeigler aus.
 „Sie wird ja aus den Wolken fallen, die Tante Sophie... Na, und ich möchte nicht in deiner Haut stehen.“

„Du ströh' du,“ sagte er, und beide lachten ver-ständnisvoll in sich hinein.
 „Daß ich sie nicht am Rat gefragt habe...“

„Gott, Papa, das brauchst du doch nicht...“
 „Nein — eigentlich — aber ich sig' nu mal drunter unterm Pantoffel —“

„Schäm dich, Papa!“
 „Hast recht, ströh'.“
 „Und eigentlich ist's eine furchtbare Schwäche —“

„Einen schwachen Punkt hat jeder. Ich weiß noch gar nicht recht, wie ich's ihr schonend bei-bringe.“

„Gott, Papa, Onkel Alebrigens' hat doch schon geschwaht. Vorbereitet ist sie jedenfalls.“
 „Gott sei Dank!“ rief Bergbauer. „Daran hab' ich noch gar nicht gedacht.“ Bei seinem lauten Aus-ruf sah Charlotte hinüber.

„Wovon spröcht ihr denn?“
 „Ach, mancher wird sich wundern, daß du als Braut zurückkommst.“

Lotte nickte mit einem schnellen, glücklichen Lächeln und herlich heimlich den dreilen Köpfen unter dem Handtuch.

„Am meisten natürlich der Bedeckind,“ sagte Kläre. „Der arme Junge,“ fügte sie bedauernd hinzu. Charlottes Gesicht wurde ernst und nachdenklich.

„Kinninas,“ meinte Bergbauer, „das ist nicht anders. Was dem einen sein Fall, ist dem andern sein Nachigall. Damit einer Glück hat, müssen immer so und so viel andre bluten.“

„Wir schwant übrigens, daß wir mit allem Pomp empfangen werden,“ sagte Kläre.
 „Wie?o? Weich denn jemand...?“

„Der Bedeckind hat mich himmelhoch gebeten, ihm doch unsre Mühlstun zu melden. Da hab' ich ihm gehen eine lapidare Karte geschrieben.“

„Hättest du nicht thun sollen, ströh'!“
 „Warum nicht, Papa?“ „Düt' ich ihm um das Vergnügen bringen wollen? Und hoch in seiner Linken hält er ein Sträufllein mit freudigem Winken?“

„Oder auch eine Tüte Schokoladenplättchen oder am Ende beides?“

Doch Bergbauer ging auf ihren Scherz nicht ein, und auch Charlotte sah nicht erbaud aus. Aber es glitt nur so an ihr vorüber, wie alles, was nicht „Hubert“ war. Sie sah und träumte so tiefenformen wie das erste beste Gänschen, das sich seinen Schay ergattert hat. All dies Neue sah ihr so gar nicht ähnlich.

Dann stiegen wieder andre Mitreisende ein, nette, lebhafte Leute, mit denen sich bald eine muuntere Unterhaltung anbandelte. Ehe sie sich's verließen, kam der wohlbekannte Dresden'er Bahnhof in Sicht. Alles so aneinteind, so unverändert, als wären sie bloß ein paar Wochen unterwegs gewesen.

Während sie sich von den Reisesgefahrten ver-abschiedeten, tauchte vor dem Coupé ein strahlendes Gesicht auf. Braungebrannt, ein wenig verhämt und besungen, noch etwas behaglicher gerundet, wo-möglich noch herzlicher lächelnd als sonst, trat Karl Bedeckind, den Gut ziehend, heran.

„Endlich wieder da! Tausendmal willkommen!“
 Und nun kam wirklich der große Moment, auf den Kläre sich lange gefreut hatte. Doktor Bedeckind, der ankandlos den Konul wie Charlotte be-grüßt hatte, fragte, als auch Kläre ihm mit einem spigbüßlichen Lächeln die Fingerspitzen hinhält. Sie war ihm gerade eine halbe Handbreit über den Kopf geschossen, und die junge Procht ihres Wachs kam in dem eng anliegenden Reisefleisch zu voller Geltung.

„Mein Gott — aber!“ stammelte er und er-glähte wie eine Pfingstrose. Dabei bemühte er sich, ein in Seidenpapier geschülltes Etwas, das große Achtelheit hatte mit einer eleganten Schachtel, den Augen der Damen zu verbergen. Der Doktor der Bestürzung in seinem Gesicht war so drollig, daß Kläre in lautes Lachen ausbrach.

„Ja, ich bin's wirklich, Herr Doktor.“
 „Unmöglich! — Meine kleine Korrespondentin?“
 „Kleine — ? Na! — Aber Korrespondentin? — Ja.“

„Da haben Sie mich aber schauderhaft mystifiziert, gnädiges Fräulein!“

„Aber wie denn? Dachten Sie, ich würde noch hochföhrlicher widerentkommen, als ich fortgegangen bin?“

„Sie schrieben doch, Sie wären noch ganz die Alte!“

„Die bin ich auch. Und nun geben Sie mir nur die schöne Bomboniere. Lottie hat die prachtvollen Rosen bekommen. Und ich werde doch nicht leer ausgehen sollen?“

Ein edler Wettkampf entstand. Karl Bedend wollte den Damen alles mögliche tragen helfen, was sie entweder selber behalten oder einem Bahndienstboten übergeben wollten. Und während sie noch Komplimente machten, stieß Bergbauer, der inzwischen nach dem Gedächtnis hatte, wieder zu der Gruppe.

„Bitte, Doktor, bleiben Sie einhülfen mit dem Kobold da im Bartelal. Es ist eine Vernechtung passiert mit den Stoffen. Lolo, du kennst ja unsere Sachen genauer. Komm mit, beschreib's den Leuten.“

Er war im nächsten Augenblick wieder verschwunden, und Lottie folgte ihm. Karl Bedend und Kläre schlugen den Weg nach den Bartelalen ein und nahmen dort in einer Feuertiefe Platz.

„Nun, und dem Hubert geht's gut?“ war Karls erste Frage.

Kläre wurde es ein bißchen schweiß ums Herz. „Ja, dem geht's gut,“ sagte sie kleinlaut. „Hat der ein Glück gemacht!“

„Nicht wahr?“ rief er, übers ganze Gesicht erglänzend vor Stolz und Liebe. „Und wie sieht er denn aus? Ist er denn jetzt recht vergnügt? Sie wissen ja, dazu hatte er kein großes Talent.“

„O ja, er war sehr vergnügt. Ganz ungeheurer vergnügt.“

Karl Bedend rief sich vergnügt die Hände. „Ich hab's ja gewußt. So ein Kopf! Und so ein eiserner Wille! Der mußte ja durchdringen. Und passen Sie mal auf, an dem erlebt die Welt noch was!“

Der arme Kläre wurde trotz ihres glücklichen Leichtsinns immer darger um's Herz. Aber endlich mußte es heraus.

„Das Neue wissen Sie noch nicht,“ sagte sie und knüpfte die Fäden der blau und rot gewürfelten Tischbede zusammen.

„Was denn?“ fragte er in freudiger Erwartung.

„Dah er glücklicher Bräutigam ist.“

„Bräutigam?“ sagte Karl so laugegebeht, als wär's die höchste Abjuridität, ein solches Wort in Verbindung mit Hubert Schwarz zu nennen. „Sie scherzen,“ setzte er dann erleichtert hinzu.

„Aber warum?“

„Weil es —“ Er kante an seiner Lippe. War's die schwache Beleuchtung des Raumes? Ihr schien's, als sähe er sich, beinahe grülich aus. „Es wäre eine... nein... ich würde den Glauben an die Menschheit verlieren...“

„Was fällt Ihnen denn ein?“ fragte Kläre unsicher. „Sie thun ja, als wär's ein Verbrechen, wenn Hubert Schwarz sich —“

„Es wäre,“ murmelte er vor sich hin — das junge Geschöpf neben sich hatte er offenbar in der Bemüung ganz vergessen — „eine Infamie wär's... Fräulein Kläre!“ rief er plötzlich, ihre Hand so verzweifelt drückend, daß sie einen leisen Schrei ausstieß; „nicht wahr, ich bin Ihnen immer ein willkommener Gegenstand für Ihre Scherze gewesen... wegen meiner Leichtgläubigkeit...“ Sie sah, wie ihm die Schweißtropfen auf die Stirn traten, und in seinen Augen lag eine wahre Todesangst.

„Herr Doktor,“ sagte Kläre, nun auch ganz blaß, aber bestrahlt, sich eine gewisse Haltung zu geben, „Sie dürfen so was gar nicht... nein! Das ist ja eine Beleidigung gegen... Papa... und Lottie...“

Aber war so himmelangst, daß sie ganz verzweifelt nach der Thür blickte. Gott im Himmel! Würde sie denn nicht bald erlöst?

„Ah —!“ machte Karl Bedend nach einer Weile. Jetzt verstand er. Und nun bewunderte Kläre, wie ruhig er plötzlich war und wie vollkommen beherrscht sein Glückwunsch klang. Ja, er lachte sogar, als er fragte: „Da hab' ich mir wohl beinahe Injurien zu schulden kommen lassen im ersten Schreck?“

„Aber gehörig!“ Sie amete ein bißchen auf. „Das kann ich gar nicht wiederholen, was Sie alles gesagt haben.“

„Lieber Gott, ich meinte natürlich... in künst-

lerischer Hinsicht... sein Talent... Wenn er da irgend ein Gänsgen... oder ein armes Ding... aber so, das ist ja herrlich...“

Als jetzt der Konjunkt und Lottie eintraten, sprach Doktor Bedend seine Freunde über das fröhe Ereignis so umfänglich aus, daß alle sich läuschen ließen.

Ruhig und ganz cavalier, begleitete er sie zu ihrem Wagen, auf dem die Koffer schon angeknallt waren, schloß den Schlag und ging, als die Pferde anzogen, in der entgegengekehrten Richtung davon.

Kläre sah ihm nach. „Mein Gott,“ sagte sie, „er taumelt ja. Fast als hätte er ein Glas zu viel getrunken.“

„Dummes Zeug!“ brummte Bergbauer.

„Warum hab' ich denn auch die Kaffianen aus dem Feuer holen müssen?“

„Kaffianen?“

„Ach!“ — Kläre sagte nichts mehr. Aber als sie Karl Bedend so einjam seines Weges gehen sah, kam sie ein ihr selbst unerklärliches Mitleid an.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor der Villa, und das Dienstepersonal, das im höchsten Staat an der Thür aufgepflanzt war, begrüßte die heimkehrende Herrschaft.

Kläre hatte recht gesehen. Mit seltsam schlängelnden Schritten hatte Karl sich entfernt. Als der Zwang der Konvention nicht mehr wickte, der ihm noch eine gewisse Straffheit verliehen hatte, verlor er die Herrschaft über seine Muskeln ganz. Bei jedem Schritt war's ihm, als läßt der Boden sich vor ihm auf.

Er warf sich endlich in eine der Droschken, die am Bahnhof hielten. Aber er verpaß, dem Manne seine Adresse anzugeben, und benahm sich beim Bezahlen so seltsam zerstreut, daß der biedere Koffelenter einen kränkelnden Verdacht nicht unterdrücken konnte.

In der Schreibstube kam ihm sein Bureauvorsteher, ein langer junger Mensch, höflich entgegen und erkundete ihm Bericht über einige Klienten, die inzwischen dagesewen waren. Die beiden Schreiber, magere, kleine Darfchen, noch halbe Kinder, kitzelten eifrig fort.

Die Wände des einfachen Zimmers waren von ihnen mit allerlei Holzschütten aus Journalen besetzt, was immerhin einen gewissen rohen Schönheitsfleck verteilte. Bis an die Decke hinauf standen an mehreren Stellen die Papplisten mit den Akten, Rayen und die notwendigen Handbücher.

Karl hörte mit halbem Ohr zu, murmelte dann, schon im Weitergehen, daß er jetzt nicht gestört zu werden wünsche, und betrat endlich erleichtert sein eigenes Zimmer. Die Thür schloß er hinter sich zu.

Auf dem großen eichenen Schreibtisch, der, wie die ganze Einrichtung, einfach und gediegen war, lag ein Häuflein von Briefen, die mit der Nachmittagspost während seiner Abwesenheit gekommen waren.

Er nahm sie gewohnheitsmäßig auf, so ungeheurer gleichgültig es ihm auch in dem Augenblick war, was die Leute ihm zu schreiben hatten. Auf einmal aber durchfuhr ihn eine heftige Bewegung. Huberts Handchrift! Und ganz verändert, mit zitternden, hastigen Fingern, nahm er den Brief an sich und zog sich in seine kleine Privatwohnung zurück: Stube und Schlafzimmer, die neben den beiden Bureauräumen lagen.

Hier auf dem behaglichen Kassettensofa ausgestreckt, über dem ein Wandbreit mit Hummen und Krügen sich hinzog las er die beiden eud beschriebenen Vogen — kaum ein Brief, eher ein Selbstbekenntnis. Kurze Sätze, sentenzenartig. Keine Ueberlieferung: „Ich habe mich gestern mit Charlotte Bergbauer verlobt. Johanna war natürlich die erste, die's erfuhr. Dir, guter Kerl, gebe ich die Nachricht mit ein paar Kommentaren.“

„Ich weiß, Du tadest mich, wenn der Ausdruck nicht noch zu milde ist. Meine letzte Unterredung steht mir noch Wort für Wort im Gedächtnis.“

„Vielleicht findest Du in meinem Entschluß sogar etwas Verbrecherisches.“

„Für Dich giebt es nur eine Frage: die ethische. Und darin bist Du schon beinahe ein wunderlicher Heiliger. In der glücklichen, nur auf diesen einen Ton gestimmten Harmonie Deiner Natur vermagst Du Dich schwer in die Seele eines Menschen zu versetzen, in dem mehrere Kräfte, gleich stark oder doch ähnlich stark, um die Oberhand ringen.“

„Du bist aus innerem Beruf Rechtsanwält. In Deiner unerschütterlichen Güte siehst Du in den

Sündern nur Opfer der Gesellschaft, der Verhältnisse und ihrer eignen, misleiteten Natur.“

„Nicht um mich zu verteidigen — das brauch' ich nicht — bloß um Dir's leichter zu machen, drüber wegzukommen, gebe ich Dir ein paar Momente an die Hand. Vielleicht abgelenkt Du mich, wenn Du zu Ende geleitet hast.“

„Wir alle folgen dem Gesetz der Entwidlung, wie das Samentorn, das zum Baum wird, wie das Insekt, das in den mannigfaltigsten Lebensformen vor unserm Auge erscheint.“

„Wir sind andre, wenn wir mit Webogen an unserer Mutter Brust trinken, andre, wenn uns der Bart wächst oder wenn er wieder gram wird. Und dazwischen diese Uebergangsstufen... ewiger Wechsel... panta rhei. Kein Mensch verlangt, daß der Jüngling noch in dem störrischen Blag habe, in dem er in seinen ersten Tagen sich's wohl sein ließ. Kein Mensch verlangt, daß einer, der in Goethe, Plato, Kant zu Hause ist, an Herzbälgen's Zeit vertreibt noch Geschmack finde.“

„Wer einmal Höhenluft gewohnt ist, hält's in dumpfen, niedrigen Kleinbürgerleben nicht mehr aus.“

„Es giebt kein Rückwärts für den Baum, für das Insekt, für den Menschen. Am wenigsten — für den Künstler.“

„Alles geschieht aus innerer Notwendigkeit. Am meisten aber an die Natur gebunden ist das Talent.“

„Talent ist Verhängnis. Eiserner Zwang. So gut sich die Gläubigen haben solten und verkommen lassen, um ihre unerlöliche Seele zu retten, so gut läßt das Talent sich aus Streiz schlagen, trägt es Qual, Entbehrung, bürgerlichen Tod, damit sein höchstes Gut unerleidet bleibe.“

„Du läst? Ihr alle läst. Ihr glaubt es nicht. Auch die arme Johanna glaubt es nicht.“

„Und wenn ich sage, ich habe sie nicht benannt, ich bewahre ihr alles, was ich je für sie gefühlt habe: innige Dankbarkeit, treue brüderliche Freundschaft, die Erinnerung an ihre Güte, Milde, Liebe — so wird sie sich trostlos beklagen.“

„Aber ich kann nicht mehr geben, als ich habe. Das ist ein einfaches Mechengemmel. Ich bin insolvent. Und deshalb muß sie sich mit einem Teil ihrer Forderung begnügen.“

„Du siehst — nichts von Reue oder Gewissensbissen. Ich vertrete jeden Augenblick meiner Vergangenheit als notwendiges Glied meines Entwicklungsganges. Dies sei Dir ein Beweis, daß ich meiner Natur nach das Rechte thue. Welche kann kein Mensch.“

„Du wirst sagen: ein seltsamer Brief für einen eben Verlobten. Nach Verlobtheit klingt er nicht.“

„Nein, ich bin auch nicht verlobt. Für Johanna hab' ich in der ersten Zeit erotisch empfunden. Charlotte ist mir zu hoch dazu. Ich liebe sie, heilig und ernst wie meine Kunst selber. Höhenluft des Gefühls. Kein Jurid möglich. Es wäre Selbstmord.“

„Ein ebenbürtiges Weib. Johanna hab' ich immer nur gesehen. Hier empfangt ich. Mit jedem Tage flamme ich über neue Offenbarungen. Ich benötige mich vor einer Volknatur, einem Gauze.“

„Und doch — ich wäre kumm gelieben bei diesem unverhofften Uebersehen. Mein Leben gehörte meiner Arbeit, meiner Freiheit.“

„Aber ihr tiefes Auge sagte mir, daß sie mich liebe.“

„Da gab es für mich keinen Zweifel, kein Besinnen mehr.“

„Mit einer solchen Gefährtin werde ich das Höchste erreichen. Zudem — für einen Schaffenden ist Sorglosigkeit: Freiheit. Keine Lohnarbeit mehr, keine erbärmliche Rücksicht. Nun erst werde ich beweisen, daß ich handeln mußte, wie ich handelte, um meiner Mission treu zu bleiben.“

„Auch will ich meinen Frieden machen mit der Gesellschaft. Nicht, daß ich pater peccavi sage. Aber sie kommt mir entgegen. Ich brauche sie. Und — mit den Dreißigern wird man friedfertiger.“

„Ich könnte mir augenblicklich einreden, ich sei ein reicher Mann. Von allen Seiten fließen die Tantiemen. Es giebt kaum ein halbwegs anständiges Theater, das mein Stück nicht brägte. Aber wenn diese Weide abgegrast ist —“

„Ich habe wieder etwas vor. Aus meiner tiefsten Erniedrigung ist mir — ein Lustspiel hervorgekeimt.“

„Aber willst Du's glauben? — Ich misstraue mir seit meinem Erfolg. Dein Freund Hubert Schwarz.“

(Fortsetzung folgt.)

Nützlichkeit und Notwendigkeit von Winterkuren.

von Dr. Kreuzschmar.

Dem Publikum, das sich zur Herstellung der Gesundheit der Trint- und Babeluren bedient, ist es zum Dogma geworden, daß die einzige geeignete Zeit hierfür in unfern Klina nur die Monate von Ende April bis in den September hinein seien. In dieser Zeit füllen sich unsere großen und kleinen Bade-Orte mit Hunderttausenden von Gichtleidenden, und wen Zeitmangel oder Beschränkung der Mittel an dem Orte seiner Berufstätigkeit festhalten, der trinkt seinen Karlsbader Sprudel, kein Emser Kränchen, keine Aachenquelle und so weiter während dieser Zeit in seinem Wohnort und läßt dort die für die Kur pflichtmäßig vorgeschriebenen Spaziergänge ab. Kommen dann der Spätherbst und der Winter mit ihrem rauhen Wetter, dann mag höchstens ein ganz besonders Mutiger, seinen frisch erworbenen Rheumatismus durch einige Dampfbäder auszuweiden, oder der reichbemittelte Tuberkulose erlischt an die milderen Klimate des Mitteländischen Meeres. Die andern alle, deren chronischer Krankheitszustand eine Kur als angenehmen Erhöhen läßt, verziehen die Bewirtung dieser Klimate auf das nächste Frühjahr. Bis dieses aber kommt, erleiden sie sechs bis sieben licht- und luftlose Monate vorwiegend in der trockenen, durch Öfenwärme und die Verbrennungsprodukte der Lampen verunreinigten Luft unserer Zimmer; die zur Gesundheit so notwendige Bewegung wird auf die dringlichen Gänge und Vorrichtungen beschränkt, und wen Neigung oder Verpflichtung zur Pflege einer regen Geselligkeit treiben, der prosipiert auf alles dieses noch jene zahlreichen Schädlichkeiten auf, die in den übermäßigen nächtlichen Aufstößen und in dem Genuße ungewohnter Speisen und aufregender Getränke liegen. Beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit ist der leidende Stadtmensch dann allerdings im höchsten Grade reif für das Bad, in das er sich begibt, um da in vier oder sechs Wochen die Gvaranten der verflochtenen Monate wieder auszuweiden. Oft aber ist es zu spät; Nagen- oder Lebererkrankungen, unter denen an Gefährlichkeit die Lebercirrhose oder Leberabschnüpfung obenan steht, haben oft inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß der Verfall binnen wenigen Monaten nicht mehr aufzuhalten ist; und ähnliche Beispiele von nicht wieder gut zu machender Verfallnis stehen sich in großer Menge an.

ist es denn nun wirklich notwendig, derartige Kuren nur im Sommerhalbjahr auszuführen? Der Hauptgrund, warum man sie in die warme Jahreszeit verlegt, ist die Furcht vor Erkältung. Der nord- und westdeutsche Winter mit seiner um den Nullpunkt herum schwankenden Temperatur, mit seinem Wind- und Wettermeter ist freilich mehr geeignet, Erkältungen zu verursachen als die schon Winterzeit in den deutschen, südlich der Jentzette gelegenen Alpenländern mit ihren sonnigen, durch gleichmäßigen Nachtfrost und hohe Mittagstemperaturen ausgezeichneten Tagen. Die Gefahr der Erkältung wird jedoch weit übertrieben; wo sie thätlich besteht, beruht sie meistens auf ungewöhnlicher Velleidung und selbstverschuldeter Verwundlichkeit.

Schon in der Jugendzeit wird von den meisten Menschen arg gefehlt. Der jahrons jahren von früh bis Abend in Strümpfen und dicken Ledertüchern fackende Fuß des Stadtmenschen ist ein so verweichlichtes Ding, daß ungewohnte Kälte und Feuchtigkeit meistens hinreichen, um sofort Schnupfen, Katarrh oder Bronchitis hervorzuweiden. Betritt man nun nach Hundstagen ruhigen Stufen im Park geheiten, mit Teppichen bedeckten Zimmern, wobei die Luftzirkulation in den Extremitäten bedeutend herabgesetzt worden ist, die nasse Straße, so dringt erstlich, da es einen durchaus mildernden Ueberdusch überhaupt nicht gibt, ein gewisses Maß Feuchtigkeit ein; die durch das Gehen gesteigerte Herzthätigkeit befördert aber die Luftzirkulation, und da das Blut in den Füßen, als in den tieftgelegenen Teilen des menschlichen Körpers, dem Geleke der Schwere folgend, die Neigung zum Stoen hat, findet eine mehr oder weniger harte Transpiration statt. Diese hätte nicht viel zu bedeuten, so lange man in Bewegung bleibt. Wenn aber dann der Spaziergänger nach Hause zurückkehrt und zu hocken ist, Schuhe und Strümpfe zu wechseln, kommt der Moment der Erkältung. Das von den Strümpfen aufgelegte Wasser verdunstet und entzieht den Füßen so viel Wärme, daß das getrocknete Hebel eintritt. Endlos sind die Klagen über kalte Füße und die sich daraus ergebenden Erkältungen. Sie würden aber in ihrer größten Mehrzahl verschwinden, wenn der häufige Wechsel der Fußbekleidung zur Winterzeit zur ständigen Velleidung. Die passive Ruhe, der sich die meisten nicht körperlich arbeitenden Menschen hinzugeben pflegen, macht das Herz schwächer schlagen und erhöht das Wärmebedürfnis, dem durch die Unterleider genügt wird. Folgt dann eine reichlichere Bewegung in frischer Luft, so tritt leicht Schweissausbruch ein, der in der oben beschriebenen Weise zur Erkältung führt.

Was man danach zu thun hat, um der fatalen Rei-

gung zur Erkältung entgegenzuwirken, ist hiermit eigentlich schon gesagt. Außer der richtigen Wahl und dem häufigen Wechsel der Bekleidung und Frottierung der Füße kommt es hauptsächlich auf eine planmäßige Stärkung der Herzkraft an, wie sie durch Zimmergymnastik, Erleichterung möglicher Anstrengungen und so weiter auch für besetzte Personen erreichbar ist.

Wer sich dergestalt so weit wie möglich gegen Erkältungsgefahr gesichert hat, wird eine Bade- oder Trintkur, sei es in einem Kurorte, sei es zu Hause, auch im Winter ohne Besorgnis unternehmen können. Speziell die Furcht vor heißen oder Dampfbädern ist — das sei hier zum Troste unserer zahllosen Rheumatiker gesagt — unter solchen Umständen eine ganz ungerechtfertigte. Im Gegenteil sind häufig und mit Vorzicht gebrauchte Dampfbäder durch ihren Wechsel zwischen Wärme und Kälte und in Verbindung mit einer richtigen Massage das beste Mittel, den Körper gegen Temperaturunterschiede widerstandsfähig zu machen und den Blutlauf zu befeuern; nur von Herzkranken sind solche Bäder zu meiden.

Der Marienbader oder Karlsbader muß ja nicht unbedingt früh um sechs oder sieben Uhr, wenn es bei uns im Winter noch finster ist, getrunken und unmittelbar darauf eine Promenade im Freien gemacht werden. Zweckmäßiger und bequemer ist freilich die Tageseinteilung in den Bade-Orten; wenn man aber unter Auf- und Abwandeln im gewärmten Zimmer sein bestimmtes Quantum Bräunen getrunken hat und dann zu einer günstigen Tagesstunde den obligaten Spaziergang unternimmt, wird man gute Weiterfolge erzielen können.



Freiherr Hermann von Loebl, der neue Minister für Galizien.

Das hässliche Kuren, sei es zur Winter- oder Sommerzeit, so oft misslingen läßt, ist der Umstand, daß der sie in der häuslichen Umgebung brauchende Patient nicht Selbstbeherrschung genug hat, auf eine Weise seinen lebendigen Gewohnheiten zu entsagen, die mit der besten Kur nur einmal unvereinbar sind. Nicht jeder besitzt die Energie, sich seines Lieblingsgerichtes zu enthalten, das die andern Mitglieder der Familie vor seinen Augen mit Behagen verzehren; nicht jeder bringt es über sich, wenn die Abendstunde naht, auf den gewohnten Wein oder das Bier seines Stammweines zu verzichten. Das ist aber kein Grund, der gegen hässliche Winterkuren an sich spricht.

Krankheiten treten zu jeder Zeit des Jahres auf und lehnen sich nicht daran, ob die Jahreszeit gerade die beste für eine Kur ist. Im Gegenteil lassen sie fast durchweg im Frühjahr und Sommer unter dem Einfluß der günstigen klimatischen Faktoren nach, um im Winter wieder mit größerer Macht aufzutreten. Die weiseste medizinische Regel lautet aber „principiis obsta“, und deshalb muß man Krankheiten, wenn sie im Herbst und Winter auftreten, nicht mit Palliativmitteln bis zur wärmeren Jahreszeit hinzuziehen, sondern sofort mit den ganzen, durch tauchendallige Erkältung erworbenen Apparat bekämpfen.

Sämtliche Erkrankungen der Unterleiderorgane, soweit sie durch Trintkuren heilbar sind, sollten auch im Winter in dieser Weise behandelt werden. Das Meer der Rheumatismen, Neuralgien, Gelenkschmerzen aber ist ein dankbares Feld für den Vidergebrauch zu jeder Jahreszeit. Man breche daher einmal gründlich mit dem Vorurteil, derartige Kuren immer nur dem Sommer zu verschreiben, dann werden sich die Kranken viel Leid ersparen, das sie sonst trotz des übrigens nicht unbedenklichen Gebrauches der modernen narcolischen oder nervenerregenden Mittel oft durch Monate aber sich müssen ergeben lassen.

Freiherr Hermann von Loebl, der neue Minister für Galizien.

Der neue Minister für Galizien entstammt einer jener schwebischen Kolonistenfamilien, die unter Kaiser Joseph II. nach Galizien berufen wurden. Am 29. Dezember 1835 in Zambor geboren, absolvierte er daselbst das Gymnasium und studierte die Rechte in Lemberg. 1857 trat er in den Staatsdienst bei der galizischen Statthalterei ein, wurde 1871 zum Bezirkshauptmann und zwei Jahre darauf zum Vorstande des Kreisbüreau der galizischen Statthalterei ernannt. In dieser Stellung wurde er zunächst Statthalter und erhielt 1880 den Titel eines Hofrates. Am 4. September 1883 wurde Loebl, inzwischen in den Ritterstand erhoben, zum Vizepräsidenten der galizischen Statthalterei ernannt. Am 14. November 1888 erfolgte seine Versetzung auf den Statthalterposten in Wäraden, ein Jahr später erhielt er die Geheimratswürde und im Jahre 1891 die Eiserne Krone erster Klasse. Am 1. November 1893 wurde Loebl auf sein Amt nach einer Verleihung des Freiherrntitels in den Nachbarn versetzt, aus dem er jetzt wieder in den aktiven Dienst berufen worden ist. Während seiner Thätigkeit in Wäraden wurde ihm eine objektive, unparteiische Amtsverwaltung, die auch die deutsche Bevölkerung zufriedenstellte, nachgerühmt.

Kurmärker und Picarde.

(Erläutert die Abbildung Seite 265 und 261.)

Von den zahlreichen Stücken, die Louis Schneider, ein Komiker und Regisseur am Berliner Schauspielhaus, dem Vorleser zweier preussischer Könige, Geheimen Hofrat und Ritter vieler hoher Orden, geschaffen hat, befinden sich nur noch wenig unter dem eigenen Bestand der deutschen Bühnen; aber eines seiner Stücke wird bis auf den heutigen Tag gelegentlich immer wieder herbeigeholt, und auf dem Liebhabertheater gehört es zu den beliebtesten Stücken, vorausgesetzt, daß man die richtigen Vertreter hat für den überdenklichen Landwehmann Schulte und die „Nemière Marie“, die munter französisch zu partieren versteht und flotte Beweglichkeit entfaltet. Das berühmte Stück verdankt einer Gütelichtsamkeit Louis Schneiders keine Entstellung. Er gehörte zu den Regisseuren, die am liebsten selber die Hauptrollen spielen, und für den 24. August 1842 hatte er drei kleine, von ihm verfasste Stücke angelegt, in denen er auch als Darsteller seine Vielseitigkeit und sein Sprachtalent ans helle Licht stellen konnte. Zunächst kam etwas Schottisches, worin er als Glanzhüptling auftrat, sodann erhielt er als neuanländischer Gondolier, in beiden Rollen mit Proben der fremden Sprachen prunkend, am Schluß aber gab er, der geborene Berliner, ein Stückchen seiner selbst und nicht das schlechteste, als „Landwehmann Schulte“ in dem Genrebilde „Der Kurmärker und die Picarde 1815“. So lautet bei den ersten Aufführungen genau der Titel, der in der Folgezeit nach der jetzt gebräuchlichen Form abgeändert wurde. Doch nicht der beste Landwehmann hatte den Hauptanteil an dem Erlöse, sondern seine liebeswürdige Partnerin, „Mademoiselle“ Polin, wie damals auf dem Theatergeld die unverheirateten Damen bezeichnet wurden. Als Probe der Kritik jener Tage führen wir aus dem „Berliner Modespiegel“, einem feinerzeit einflussreichen Blatte, folgende Stelle an: „Der glänzende, großblumige Knickerdackel und die wunderliche Haube liehen ihr allerliebste. Das schwebeliche Lustige schien eine Abstraktion von menschlichen Giebelformen. Sie lag in die Familie der Wädeln, eine Wädelweipe von Grandballe (dem berühmten Fächler). Und was die Füßchen wünscheln können: zwei im Fuß sich schwebeliche Stöckel, zwei spielerisch sich betragende Schmetterlinge.“ Daran anschließend, daß die berühmteste aller deutschen Tänzerinnen sich unter den Zuschauer befand, fährt der „Modespiegel“ fort: „Banny Glaser war zugegen, die Dove, die, dem Sonnenwagen voranzutanzend, die Welt umkreiste, die, mit der linken Zehe Europa in die Hofbahn fahrend, die rechte wie eine Wädelstrutze auf America umtanzte, ein Anblick, wobei dem alten Cyprian das alte Diplomatenherz vor Wonne joll gerührt haben. Alle Polin schien die Gegenwart zu ahnen, so annahmest tanzte sie.“

In so überschwenglichen Bildern und so wunderlichen Vergleichen dürfte keine Louis Schneiders Genrebildchen niemand mehr begreifen, aber „mann die rechte Zeit“ bejahen sein“, sowohl im Zankhauerroman wie im Publikum, wird es seine Wirkung nicht verhehlen. Zu seinen alten Tagen, nach 1870—71, schrieb Schneider eine Fortsetzung des Stückes, in dem die Nachkommen der Nemière Marie und des Landwehmanns Schulte auftraten, aber es gab keinen Erfolg. Doch mögen auch der schottische Hüptling und der Gondolier, die einstmals zugleich mit dem Landwehmann Schulte die Bühne betraten, längt in die Vergangenheit hinabgetaucht sein, ein gutes Weichen dürfte noch mit ihrem Kurmärker die Picarde leben. 26.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift nach freier Benutzung. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — ohne Personenangabe — zu rücken.

Heber Land und Meer

N^o 16.

→ Aus Zeit und Leben. ←



Eisfest. Originalzeichnung von Werner Zehme.

1898 (No. 79).

Jährlich 52 Nummern — A. 14 —

